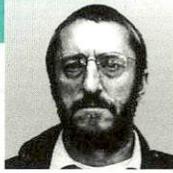


Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge 5

Universität Bielefeld



8. Mai 1945
Erfahrungen - Erinnerungen - Hoffnungen

Professoren der
Universität Bielefeld
als Zeitzeugen



Universität Bielefeld
Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge 5

8. Mai 1945
Erfahrungen - Erinnerungen - Hoffnungen

Professoren der
Universität Bielefeld
als Zeitzeugen

Herausgeber
Universität Bielefeld,
Presse- und Informationsstelle
D-33615 Bielefeld, Universitätsstraße 25
Telefon (05 21) 106 - 41 45/46
Telefax (05 21) 106 - 29 64
e-mail: gerhard.trott@post.uni-bielefeld.de

Redaktion
Dr. Hans Martin Kruckis
Gesamtherstellung
Hans Gieselmann Satz Druck, Bielefeld 1996

Fotos
Klaus Halbe, K. F. Linnenbrügger

Umschlag
Universität Bielefeld, AVZ, Heike Kirchhoff

Vorwort

Am 8. Mai 1995 jährte sich das Ende des 2. Weltkriegs zum 50. Mal. Aus diesem Anlaß veranstaltete die Universität Bielefeld am 15. Mai 1995 eine Podiumsrunde mit dem Titel "8. Mai 1945. Erfahrungen, Erinnerungen, Hoffnungen - Professoren der Universität Bielefeld als Zeitzeugen", die auch außerhalb der Universität auf großes Interesse stieß. An dem Podium nahmen die Professoren Dr. Lothar Albertin, Dr. Reinhart Koselleck, Dr. Ruth Römer und Dr. Theodor Schulze sowie Dr. Jörg Drews (Moderation) teil. Auf vielfachen Wunsch dokumentiert die Universität diese Veranstaltung im Rahmen der "Bielefelder Universitätsgespräche". Den Beteiligten sei für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung ihrer Diskussionsbeiträge herzlich gedankt.

8. Mai 1945

Erfahrungen – Erinnerungen – Hoffnungen

Professoren der Universität Bielefeld als Zeitzeugen

Drews: Guten Abend, meine Damen und Herren. Ich begrüße Sie sehr herzlich zu dieser Veranstaltung der Universität Bielefeld aus Anlaß des Jahrestags des 8. Mai 1945. Wir sind in den letzten Wochen ja eingedeckt worden mit einer großen Zahl von Veranstaltungen sowie Rundfunk- und Fernsehsendungen und Artikeln und Publikationen zu diesem Thema und rund um dieses Thema. Das bringt die Magie einer runden Zahl bzw. eines halben Jahrhunderts so mit sich, und es ist schwer abzuschätzen, ob das mehr Interesse geweckt hat oder eher zu einer Art von Überfütterung geführt hat. Und was solche Gedenkveranstaltungen der verschiedensten Art überhaupt leisten, ist ja vielleicht grundsätzlich diskutabel und in vielen einzelnen Fällen schwer zu sagen. Ich denke aber, wir sollten hier in unserem Haus die Chance wahrnehmen, etwas aus diesem Datum zu machen, etwas mehr und etwas anderes, und das wäre, daß wir auch hier die Chance haben, Zeitzeugen zu hören, die mit Bewußtsein und einem geschärften politischen Bewußtsein heute den 8. Mai 1945 erlebt haben und jetzt darauf zurückblicken können. Im Sinne einer Zeitzeugenschaft, die mehr ist als nur ein kleines Fernseh-Statement von 30 Sekunden darüber, was damals in einer bestimmten Situation, meistens auch noch in einer militärischen Situation, so gewesen ist, und danach wird genau den Leuten, die man als Zeitzeugen zitiert, wieder die Luft abgeschnitten, und sie können gar nicht wirklich Zeitzeugenschaft antreten.

Ich glaube, in diesem Sinn haben wir eine bessere Gelegenheit, Leute zu Wort kommen zu lassen, und das sind emeritierte Kollegen aus unserer Universität. Diejenigen, die rechts und links von mir sitzen, werden sich selbst kurz vorstellen, und ich sage am Anfang nur die Namen: Zu meiner Rechten Frau Ruth Römer, Sprachwissenschaftlerin, Professor emerita an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Professor Reinhart Koselleck, direkt neben mir, Professor emeritus der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie, links außen Theodor Schulze, Professor emeritus der Pädagogischen Fakultät, und ganz zu meiner Rechten Lothar Albertin, Professor emeritus der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie.

Wir fangen an mit einem kurzen Hinweis darauf, wo die Beteiligten eigentlich am 8. Mai 1945 gewesen sind, wo sie ganz konkret den 8. Mai 1945 erlebt haben. Dabei werden wir, glaube ich, ziemlich schnell auf den Punkt kommen, daß es ein Unterschied ist, nach dem 8. Mai im allerengsten Sinn zu fragen - das gibt in vielen einzelnen Fällen gar nicht so viel her. Eines der Probleme der Rundfunk- und Fernsehsendungen und der ganzen Diskussion um das Erlebnis des 8. Mai 1945 als Befreiung oder Niederlage oder Zusammenbruch bestand ja wohl vor allem darin, daß dieses einzelne Datum quasi fetischisiert wurde und viel zu eng genommen wurde und daß zweitens es ja doch ein

ganz erheblicher und ich denke auch ganz gut verständlicher, aber dennoch genau zu beachtender Unterschied ist, wonach man da fragt: Man kann danach fragen, wie man damals, eingeeignet auf die Situation mit den damaligen Informationen, den 8. Mai 1945 erlebt und damals eingeschätzt hat, und danach, wie man ihn heute *sieht* aus einer Distanz, in der wir beinah schon zu Geschichtsphilosophen werden können, weil wir schon so weit weg sind und nicht mehr den gelebten Moment verwechseln mit der Einordnung in größere historische Zusammenhänge. Darin steckt wohl eines der großen Probleme der ganzen Diskussion, die ja nicht selten quasi auch einen erpresserischen Zug hatte, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, indem nämlich zwischen diesen beiden Dingen nicht präzise unterschieden worden ist. Ich frage zunächst einfach einmal danach, wo die hier Versammelten am 8. Mai 1945 gewesen sind, wie, im engeren oder weiteren Sinn, sie dieses Datum, diesen Umbruch erlebt haben, und bitte die Betroffenen gleichzeitig dazuzusagen, weil dies ja doch eine Rolle spielte, welcher Jahrgang sie sind, damit man einordnet, in welchem Alter sie das erlebt haben.

Römer: Ich bin 1927 geboren. Ich war am 8. Mai 1945 17 Jahre und lebte in Dresden, und ich kann von mir sagen, obwohl Sie es mir vielleicht nicht glauben werden, daß ich seit meinem 12. Lebensjahr gegen Hitler war. Und das hatte Gründe: Erstens war mein Verstand damals etwas geschärft, später hat er mich dann etwas verlassen. Ich werde das gleich erzählen, wieso. Mein Vater war 1933 verschwunden, und wir wußten nichts von ihm und hielten ihn für tot. Er war aber aus dem Dresdener Gefängnis ins Ausland geflüchtet, hatte sich zu den Roten Brigaden in Spanien durchgeschlagen und hat dort gegen Franco gekämpft. Dort wurde er verwundet und 1938 in das neu gegründete Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Aber das alles wußten wir nicht. Wir hielten ihn für tot. Daß es Konzentrationslager in Deutschland gab, wußte ich deshalb, weil mein leiblicher Onkel, der Bruder meiner Mutter, in den 40er Jahren, ich kann mich nicht mehr genau erinnern, nach Buchenwald gebracht wurde. Er war Kommunist, und ein weiteres Verbrechen war, daß er homosexuell war. Er ist dort umgekommen, und mein Vater hat das überlebt.

Ich habe meinen Vater dann 1945 kennengelernt. Merkwürdigerweise herrschte in Dresden Stromsperre, als er mir gegenübertrat. Für ihn war der 21. April ein wahrer Tag der Befreiung. Er ging den Amerikanern bis an das Tor von Buchenwald entgegen und sank dort ohnmächtig um. Ich hielt den Krieg damals schon lange für verloren. Das konnte man einfach sehen, wenn man als Nichtbeteiligter die Landkarte betrachtete. Ich lebte damals in Dresden und habe mit meinen Schulfreundinnen ganz offen über all das gesprochen und habe diese Propagandalügen und diese Rückzugsgefechte, die immer noch als Siege ausgegeben wurden, durchaus durchschaut. Mein Vater gehörte zu den 46 von Buchenwald, die die SS noch kurz vor ihrer Flucht erschießen wollte. Dazu gehörten auch Eugen Kogon und Apitz. Die sind Ihnen vielleicht ein Begriff. Seine Kameraden haben diese 46 in Erdlöchern vergraben, und mein Vater hat drei Tage in einem Erdloch verbracht. Ich kann also sagen, ich wußte, daß es auf deutschem Boden Konzentrationslager gab, und ich behaupte auch, daß das eigentlich jeder Deutsche wissen mußte, denn es gab ja deutsche Konzentrationslager auf deutschem Boden.

Von dem, was in Polen sich tat und dem Namen Auschwitz, hatte ich nie in Deutschland gehört. Der Krieg war aber für mich schon am 13. Februar zu Ende, nämlich mit dem furchterlichen Angriff auf Dresden, wo ich dem Tod ganz knapp entgangen bin unter furchtbaren Verlusten von Nachbarn, Schulfreundinnen usw. Von da an lebte man eigentlich gar nicht mehr richtig, sondern man glaubte, das sei der Weltuntergang. Ich bin an riesigen Leichenbergen vorbeigelaufen, die so aufgeschichtet waren wie Brennholz und ihre Arme und Beine in die Luft streckten, und die erste Leiche, die ich überhaupt in meinem Leben sah, war ein verbranntes Kind. Ich möchte überhaupt auf die Kinder hinweisen, auf die ich dann gern noch zu sprechen kommen würde.

Wir erwarteten in Dresden die Amerikaner und hörten, die Amerikaner kämen nicht bis Dresden, sondern die Russen kämen, und das hat uns einen Heidenschrecken eingejagt, denn den Russen, der Sowjetarmee, ging ein furchterlicher Ruf voraus, der Ruf furchtbarer Grausamkeit, der sich dann ja auch bestätigt hat. Ich sagte vorhin, ich hätte als 12jährige, 14jährige einen ganz scharfen Verstand, der mich dann aber verließ, nämlich nach dem Krieg, als ich meinen Vater kennenlernte und seine Kameraden, die ihn so tapfer verborgen hatten und die sich lieber hätten erschießen lassen, als diese 46 auszuliefern. Das hat mir natürlich wahnsinnig imponiert. Da verlor ich sozusagen meinen natürlichen Verstand und trat in die SED ein und war dann einige Jahre eine glühende Kommunistin. Ich wußte damals alles über die Welt, über die Geschichte, über die Zukunft - ich glaubte es jedenfalls. Ich las Broschüren von Marx, Engels und Kautsky und begeisterte mich für den Kommunismus. Mit 23, 24 Jahren kam mein Verstand dann etwas zurück, und ich wurde zur fast ebenso glühenden Antikommunistin, die ich heute noch bin, und 1960 habe ich die DDR verlassen und lebe seitdem in Westdeutschland, zunächst in der westdeutschen Bundesrepublik und nun natürlich im vereinten Deutschland.

Drews: Vielen Dank, Frau Römer (Beifall des Publikums). Sie haben auch gleich vorausgegriffen auf die Frage des Erlebens und der Einordnung unter etwas weiterer historischer und politischer Perspektive. Vielen Dank dafür; wir werden wahrscheinlich auf einzelne Punkte später noch einmal zurückkommen. Herr Albertin, dürfte ich Sie bitten?

Albertin: Ich bin in Masuren zu Hause gewesen und bin Ende Jahrgang 1924. Im Jahre 1942 hat sich unsere gesamte Klasse freiwillig gemeldet. Wir erhielten das sogenannte Notabitur, und wir wurden dann allesamt bald Soldaten. Ich bin 1944 noch als Panzerkommandant in Nordrußland gewesen, und wir kamen, nachdem wir unsere Panzer verloren hatten, über See hinaus. Dann habe ich im Kessel von Posen noch einmal mit etwa 150 anderen Fähnrichen mit Panzerfäusten gegen russische Panzer gekämpft. Ich wurde dort zum zweiten Mal verwundet und war -welch ein Glück! - der letzte Verwundete, der noch in Posen operiert wurde und noch mit dem letzten Lazarettzug in ein Lazarett in den Harz gebracht wurde. Im Harz habe ich geglaubt, man müsse noch einmal weiterkämpfen, und habe bei einer Fallschirmjägerkompanie einige Tage mitgeholfen, die amerikanischen Panzer zu stoppen. Dann bin ich in das Lazarett zurück, nachdem der Hauptmann mit seiner Kompanie in Gefangenschaft ging, und der dortige

Stabsarzt hat mich informiert über die deutschen Verbrechen in den Konzentrationslagern und gesagt, es sei zu erwarten, daß am 8. Mai, das war am nächsten Tage, die Amerikaner hier alle herausholen. "Was können wir für Sie tun?" Ich hatte noch einen winzigen Splitter aus Rußland mitgebracht, und er meinte, den solle man operieren. Und er hat mir dann einen Kopfverband gegeben, der wie ein Turban aussah, also eine schwere Operation vortäuschen sollte. Die Amerikaner haben alle mitgenommen, auch die Doppeltamputierten, so daß wir dann am 8. Mai auf dem großen Lastwagen quer durch Deutschland transportiert wurden mit dem Verbot, der Bevölkerung zuzuwinken oder auf das Winken der Bevölkerung zu antworten. Und dann habe ich mehrere Monate in den Lagern in den Rheinwiesen zugebracht. Als dann die Wunden wieder aufbrachen, bin ich in ein Lazarett gekommen und habe es im September 1946 verlassen. Das heißt, der 8. Mai war für mich von anderer Art, aber trotzdem habe ich ganz deutlich in Erinnerung, daß wir alle miteinander, gleich, welcher Kriegsbegeisterung wir gefolgt waren, in doktriniertes oder auch internalisiertes, dieses Gefühl empfunden haben: es wird nicht mehr geschossen.

Drews: Vielen Dank, Herr Albertin (Beifall des Publikums).

Koselleck: Ich bin Jahrgang 1923 und, um das Thema der bisherigen Berichterstattungen aufzunehmen: auch bei uns hat sich die gesamte Klasse freiwillig gemeldet bis auf einen, einen frommen Katholiken, der sofort, als erster, fiel, weil er kurz hinterher eingezogen wurde und natürlich zur Infanterie kam. Die Todesrate war bei der Infanterie bekanntlich am höchsten. Die Freiwilligen meldeten sich entweder zu "Heldeneinsätzen" - U-Boot, Flieger - oder zu Einsätzen, die etwas weiter hinten lagen, als Funker und dergleichen. Es ist also ein ambivalentes Urteil, wenn man sagt, Freiwillige sind eo ipso begeisterte Soldaten. Es war sozusagen Taktik, eine Mischung von Taktik und Freiwilligkeit, die uns obendrein das Abitur schenkte, weil wir nämlich 1941 ohne Abitur sofort eingezogen werden konnten. Man sparte sich halt das Abitur. Dann war ich vier-einhalb Jahre Soldat, erst an der Ostfront, bin dort verunglückt auf dem Vormarsch nach Stalingrad, war dann bei den Radartruppen, weil ich nicht mehr laufen konnte, und kam '45 zur Infanterie, weil auch diejenigen, die nicht laufen konnten, damals zur Infanterie überwiesen wurden. Auf diese Weise kam ich dann, als Obergefreiter, in einen Kessel in Oberschlesien um Mährisch-Ostrau und wurde am 1. Mai gefangengenommen, und am 8. Mai marschierten wir Richtung Auschwitz.

Den Namen "Auschwitz" hatte ich bis dahin noch nie gehört, wohl aber hatte ich Buchenwald gehört durch meine Tante, die in Weimar wohnte und die ich nach Stalingrad, aus dem Lazarett kommend, besucht hatte, und damals hörte ich von ungefähr 20 Bürgern, die Tee tranken, welche entsetzliche Zustände auf dem Ettersberg herrschten. Da habe ich zum ersten Mal von Leuten, die mir aus Weimar berichteten, gehört, daß diese KZ-Lager für die Betroffenen fürchterlich seien, aber welcher Art diese Fürchterlichkeit sein sollte, das war mir nicht klar. Wir marschierten am 8. Mai von Mährisch-Ostrau in Richtung Auschwitz, und da läuteten die Friedensglocken, aber wir zogen immer weiter, ohne daß wir deshalb hätten anhalten können. Nach Auschwitz bin ich dann nach Kasachstan und relativ früh durch eine Serie von Glücksfällen im Herbst '46 schon nach

Hause gekommen. Das ist der äußere Rahmen, in dem Sie mich jetzt zu jedem Detail fragen können, was ich nicht vorwegnehmen will (Beifall des Publikums).

Schulze: Ich bin 1926 geboren, also der Zweitjüngste hier. Für die männlichen Heranwachsenden war jedes Jahr im Jahrgang ein ganz entscheidender Unterschied. Für mich bedeutete es, daß ich das Glück hatte, nicht mehr an die Front zu kommen. Das heißt, ich bin noch bis zur Front gekommen; aber ich bin ihr dann ausgewichen. Sie hat mich dann später so ereilt, daß ich nicht mehr kämpfen mußte. Ich bin aufgewachsen in Magdeburg. Der Krieg begann für mich eigentlich erst 1943. Bis dahin war ich Schüler, und der Krieg war weit weg. Ich kannte ihn aus den Nachrichten und Wochenschauen, und ich kannte ihn aus den Briefen meines Vaters. 1943 wurde ich dann zunächst Luftwaffenhelfer und an einem Flak-Geschütz ausgebildet, um die Industrieanlagen bei Magdeburg zu verteidigen, was ziemlich aussichtslos war. 1944 wurde ich dann zur Wehrmacht eingezogen, und ich meldete mich zu einem Reserveoffizierslehrgang. Es war einerseits ein Stück Freiwilligkeit, auf der anderen Seite auch ein bißchen Kalkulation: Die Ausbildung dauerte noch ein halbes Jahr länger, und wahrscheinlich hat mir diese Verlängerung das Leben gerettet. Ich hatte mich zur Artillerie gemeldet - das war zwar nicht ganz so wie U-Boot-Jäger oder Luftwaffe, aber es war auch etwas weiter weg vom Nahkampf. Ich wurde zum Fahnenjunkerunteroffizier ausgebildet. Zwischendurch hatte ich eine schwere Gelbsucht mit einem Rückschlag, so daß sich für mich der Weg an die Front auch weiter noch ein Stückchen verzögerte. Im April reiste ich nach Rokitzan bei Pilsen in der "Tschechei". Dort war eine Fahnenjunkeroffiziersschule, wo ich die letzten Weihen erhalten sollte, bevor ich an die Front kam. Am 19. April übten wir noch Parademarsch und überlegten, wie wir "Führers Geburtstag" angemessen begehen könnten, aber dazu kam es nicht mehr. Am Abend wurde die Waffenschule aufgelöst. Ein Teil wurde dortbehalten. Die sollten sich einigeln und die Schule verteidigen. Ich gehörte zu denen, die weggeschickt wurden - nach Prag zur Frontleitstelle. Von dort sollten wir mit einem Marschbefehl zu unseren Einheiten marschieren. Aber diese Einheiten lagen längst irgendwo, wo man nicht mehr hinkommen konnte. Ich hatte Glück: Ich selber war eigentlich eher völlig unerfahren und auch voller Illusionen, aber da traf ich ein paar Rheinländer, die sagten: "Du gehst jetzt mit uns, und wir sehen zu, daß wir dahin kommen, wo wir in Gefangenschaft geraten." Wir überlegten, daß am besten ein Marschbefehl nach Wien wäre. Den ließen wir uns ausstellen, das machte keine Schwierigkeit. Und wir versuchten, so rasch wie möglich aus der "Tschechei" herauszukommen, wieder auf deutschen Boden, weil wir das richtige Gefühl hatten, daß es nicht gut sein würde, am Ende des Krieges in der "Tschechei" zu sein. Unterwegs stellte sich heraus, daß auch Wien inzwischen von den Russen erobert war. Darum fälschten wir unseren Marschbefehl auf Salzburg. Das war für mich ein ziemlich schwerer Gewissenskonflikt, und es war eine Manipulation, die mit der Todesstrafe bedroht war. Als ich in Salzburg ankam, las ich auch schon ein Schild, auf dem stand: "Wer seinen Marschbefehl fälscht, wird mit dem Tode bestraft." Ich bin durchgekommen, ohne daß es bemerkt wurde.

Ich war 17 Jahre alt, als mich in Salzburg das Kriegsende erreichte. Das war nicht der 8. Mai, sondern der 5. Mai. In der Nacht hatten wir in einem Felsstollen in Salzburg

gelegen. Der Stadtkommandant mußte die ganze Nacht mit sich kämpfen, ob er die Stadt verteidigen oder als offene Stadt den Amerikanern, die auf der Autobahn von Passau her gegen Salzburg vorstießen, übergeben sollte. Er neigte wahrscheinlich dazu, die Stadt zu übergeben. Er wollte sie nicht verteidigen. Aber er mußte damit rechnen, daß er, wenn dies zu früh bekannt würde, von SS-Einheiten, die auch in der Stadt lagen und die Stadt verteidigen wollten, verhaftet und erschossen werden konnte. So standen wir also die ganze Nacht und warteten darauf, wie die Entscheidung fallen würde. Er entschloß sich dann zur Übergabe, und damit wurde ich am Morgen um 5 Uhr in die Freiheit entlassen. Die dauerte aber nur vier oder fünf Stunden. Denn als ich meine Achselstücke abgemacht, meinen Koppel weggelegt und meine Entlassungspapiere empfangen hatte und dann hinausging - ich war sehr ungeübt in der Benutzung von Freiheit - traf ich auf der übernächsten Straßenecke auf einen amerikanischen Soldaten. Der nahm mich gefangen. Ich bin in amerikanische Gefangenschaft gekommen. Das war für mich das Kriegsende. Für mich hat das Kriegsende sehr viel bedeutet - vor allen Dingen viererlei: Außer dem, daß es eine ganz kurze Phase der Freiheit und eine Phase des Übergangs war, war es für mich das Ende des Krieges als einer schrecklichen Wirklichkeit. Es war das Ende des Krieges als einer noch schrecklicheren Fiktion in mir, es war der Beginn einer nicht sehr langen, aber sehr eindrucksvollen, nachdrücklichen Gefangenschaft, und es war eine längere Phase in einem längerfristigen, schmerzlichen und heilsamen Lernprozeß über Inhumanität, Humanität und Politik. Ich hatte meinen Verstand verloren gehabt - nicht wie Frau Römer erst nachher -, ich hatte jetzt Zeit, ihn allmählich wiederzufinden. Aber darüber kann man nachher vielleicht mehr sagen (Beifall des Publikums).

Drews: Frau Römer scheint in der privilegierten Position gewesen zu sein, durch ein Elternhaus, das sie relativ früh wach gemacht hat, schon früh einschätzen oder zumindest glauben zu können, daß dieser Krieg nicht zu gewinnen ist. Das war in gewisser Weise ein Privileg, etwas früher in Besitz von Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit in dieser Hinsicht zu kommen. Wenn man den historischen Berichten trauen darf, war es ja so, daß etwa bei Kriegsausbruch in Berlin keineswegs eine begeisterte Stimmung geherrscht hat, sondern eher eine große Bedrückung der Bevölkerung, weil der 1. Weltkrieg ja noch nicht sehr lang her war, und alle, inklusive die Vätergeneration von damals, sich noch sehr genau und meistens nicht so sehr vergnügt daran erinnerte, so daß der Anfang des Krieges zunächst einmal in sehr gedämpfter Stimmung vor sich ging und eine gewisse Begeisterung und Siegeszuversicht sich offenbar erst nach ein, zwei Jahren einstellte, als die ersten relativ raschen und relativ mühelosen Siege gelaufen sind. Danach kam dann offenbar der umgekehrte Prozeß, einsehen zu müssen, daß dieser Krieg nicht zu gewinnen war - wir reden jetzt mal nicht von der moralischen Seite, sondern von der Einsicht in die Nichtgewinnbarkeit der Sache. Mich würde interessieren: Wann und wie dämmerte einem so etwas eigentlich? War das eine Sache, die erst im allerletzten Moment passierte, in dem Sinn, daß man die Einschätzung der Situation nicht nüchtern vornehmen konnte und in einer bestimmten Art von Wahn befangen war, oder hat sich das nach und nach eingeschlichen, je nachdem, zu welcher Art von Information man Zugang hatte oder wie ideologisch infiltriert man gewesen ist? Herr Albertin, ich frage einfach Sie mal zuerst.

Albertin: Ich will ein Erlebnis dieser Antwort vorausschicken. Ich erzählte, daß meine gesamte Klasse sich freiwillig gemeldet hatte. Von den 18 Primanern sind noch neun gefallen. Ich selbst mußte aber zunächst zum Arbeitsdienst, stehe auf dem Bahnhof meines Heimatortes, und zufällig kommt ein Zug aus dem Osten, und aus dem Zug steigt mein Vater, der unerwartet für einen Kurzurlaub nach Hause kommt. Für die wenigen Minuten der Begegnung fällt mir nichts Besseres ein, als die Sorge, die ich ihm mitteile: "Hoffentlich dauert der Krieg noch lang genug." Über seine Antwort habe ich erst viel später nachgedacht. Er sagte nämlich: "Junge, der Krieg dauert viel länger, als wir alle befürchten." Das war die Kriegsbegeisterung zu Anfang, die nun ein Teil meines Jahrgangs wohl auch so hatte, und die andere Erfahrung ist eben die, nach der Sie fragen, Herr Drews. Ich bin dann, das erwähnte ich, 1944 als Fähnrich mit vielen anderen Angehörigen der Kriegsschule nach Nordrußland gekommen, zur sogenannten "Frontbewährung". Wir waren, wie es damals hieß, technisch qualifiziertes Personal für Panzerbesatzungen, und in der Reserve, als wir noch einige Tage in der Nähe des Peipus-Sees auf den Einsatz warteten, hat mein Freund, ebenfalls ein Fähnrich, tagelang davon geschwärmt, wie leicht es doch sei, mit einer Panzerbesatzung großartige Einsätze zu vollbringen und auch Auszeichnungen zu erhalten. Die Rede war also vom Eisernen Kreuz. Dann kommt alles ganz anders: Wir sind drei Panzer und stehen etwa 50 russischen Panzern gegenüber. Es ist Rückzugssituation 1944, und unser Panzer erhält einen Treffer. Der Kommandant springt heraus, weil der andere Panzer uns zu Hilfe kam, um nun diese beiden Stahlhaken, die leicht gekrümmt sind, so lange zu halten, bis die Seile anziehen, damit wir herausgezogen werden konnten, und eine Panzergranate reißt dem Kommandaten die Schädeldecke weg. Wir wickeln ihn in eine Zeltplane und kriechen unter die Panzerwanne, warten, bis sich die Situation möglicherweise verändert, die russischen Infanteristen sind bis auf Maschinenpistolenweite herangekommen, und wir liegen unter der Wanne und krallen uns in den Sand, und ich sage es: jeder ist Ausdruck seiner Todesangst. Und der besagte Fähnrich, der von den Auszeichnungen schwärmte, schrie und rief stundenlang nach seiner Mutter. Das war eine Todeswahrnehmung, die zu meinen Grunderfahrungen dieses grauenvollen Krieges gehörte. Seitdem war alles anders, was man gleichwohl bis zum Ende des Krieges noch tat.

Koselleck: Ja, Ihre Diagnose, Herr Drews, für '39 ist sicher richtig. Die ältere Generation war sehr skeptisch über den Kriegsbeginn, jedenfalls aus der Wahrnehmung von München aus, wo meine Familienmitglieder zum Teil wohnten. Und man kann sagen, daß die jüngere Generation von damals, zu der ich ja als junger Spund von 16 Jahren gehörte, sicherlich einen gewissen Ehrgeiz hatte, sich als Held vielleicht bewähren zu können. Da kriegte man sehr schnell Dämpfer von der älteren Generation, weil einem das Wissen um den 1. Weltkrieg doch vermittelt wurde, soweit das möglich war. Die Siege über Polen und vor allem über Frankreich waren eine Bestätigung für den Wunsch, den Versailler Vertrag zu revidieren. In meiner Generation war es ein primäres Motiv, daß man für sein Vaterland kämpft, um Versailles zu revidieren. Das war unsere Sozialisation, wie man heute sagt, oder nationale Erziehung, wie man damals sagte. Es war damals ungefähr dasselbe, daß man eine Revision des Versailler Vertrages als Auftrag der Deutschen in der Geschichte ansah und daß man sich dafür einzusetzen

habe. Nicht, weil man für Hitler selber kämpfen wollte - Hitler bekam natürlich so etwas wie einen Bonus dafür, daß er den Frankreichfeldzug sozusagen als Feldherr gewonnen hatte. Ich habe Hitler dreimal gesehen, wo er jedesmal sehr enttäuscht war von den Leuten, die er ansprach. In Dortmund, in Saarbrücken und in München habe ich das erlebt, '33, '39 und 1940, und der Jubel, der Hitler immer angedient wurde, der war keineswegs immer da. Aber das sind detaillierte Informationen, daß die Führerabhängigkeit keinesfalls immer so da war, wie diese Brüll-Reaktionen, die in der Wochenschau vorgeführt wurden und die zum Teil von Goebbels arrangiert wurden. Das weiß man inzwischen durch die Analyse der Wochenschauen, daß Beifall für Hitler eingeblendet worden ist. Es war nicht so, daß die Begeisterung eindeutig auf Hitler fixiert war. Primäres Motiv war, Versailles zu revidieren, für Deutschland zu kämpfen, Revision des 1. Weltkrieges.

Das Bewußtsein der Niederlage war für mich auf dem Vormarsch nach Stalingrad wohl langsam eingefädelt. Mit meinem verletzten Bein war ich dann bei der Luftwaffe als Radarspezialist und konnte nur registrieren, daß die Überlegenheit der alliierten Flieger von '43/'44 so unendlich groß war, daß wir Mühe hatten, überhaupt Jäger zu finden, um die Bomber teilweise abzuschießen, und daß die Flak ebenfalls oft nicht vorhanden war, dort wo wir sie brauchten. Die Information für uns in der Radartruppe war klar: Der Krieg war in der Luft schon verloren. Und daß er nachher verloren war, war selbstverständlich. Im Kessel in Oberschlesien redete der Regimentskommandeur, der uns als Krümper, als letzten Ersatzhaufen, in Empfang nahm, vom Endsieg, nachdem er vom siegreichen Rückmarsch vom Kaukasus bis Mährisch-Ostrau berichtet hatte. Und jeder von uns dachte natürlich: Ist der verrückt? Er redete noch vom Endsieg, und am nächsten Tag ist er gefallen, aber wir, die wir zurückblieben, wußten sowieso, daß es keinen Endsieg mehr geben wird.

Die Alternativlosigkeit war das Entscheidende. Es gab keine Alternative. Wir kämpften, um zu überleben, auch in großer Angst vor den Russen, und wenn ich von den ersten Toten erzählen soll: das waren Verwundete, die von den Russen ermordet worden waren, das gehört zu meinen '41er Feldzugserfahrungen. Die Angst vor den Russen war so groß, daß man doch im ganzen vorzog, zu kämpfen in der Hoffnung rauszukommen, und mit einem gewissen Zusatzargument, daß vielleicht die Flüchtlingstrecks etwas mehr Chance hätten, nach Westen zu entkommen. Aber ich will das nicht allzu hoch veranschlagen, denn, wenn man im Kessel kämpft, kämpft man erstmal um sein eigenes Leben, und daß das gleichzeitig eine Funktion hatte, den Flüchtlingstrecks den Rücken freizuhalten, war eine Information, die wir hatten, die aber sicherlich nicht die Motivation im Kampf selber war. Das wäre eine überzogene Deutung, die freilich nicht völlig falsch ist. Man muß sozusagen hinnehmen, daß die Funktionen ineinander paßten: Man kämpfte ums Überleben und versuchte, nach Westen zu entkommen, und gab damit auch noch den Flüchtlingstrecks Rückendeckung. Insofern war das Kriegsende für uns keine Überraschung, aber es gab keine Alternative zu dem, was jetzt passieren könne. Da die russische Gefangenschaft kein Zuckerschlecken war, blieb als Alternative danach nur die Hoffnung, daß es uns zu Hause besser gehen werde, als in der russischen Gefangenschaft. Insofern war die Hoffnung, nach Hause zu kommen und es dort besser zu

haben, was auch immer zu Hause passiert sei, eigentlich das Dauermotiv der in russischer Gefangenschaft befindlichen Soldaten. Daß wir, wie gesagt, von KZ-Verbrechen nichts wußten, das klingt heute für alle fast unglauwürdig, aber es war so, daß ich den Namen "Auschwitz" nicht kannte und daß wir, als wir von der Vergasung von Millionen Juden dort erfuhren, dies zunächst für russische Propaganda hielten. Ich habe dann eine Erfahrung gemacht, die mich spontan davon überzeugte, daß das die Wahrheit war. Aber das ist eine Geschichte, die ich jetzt nicht noch weiter ausweiten will.

Drews: Herr Schulze, Sie haben erzählt, daß Sie ganz am Ende noch auf einem Offizierslehrgang gewesen sind im April '45. Da muß das ja von einem Tag auf den anderen ein totaler Kollaps gewesen sein. Wie hat man sowas verkraftet? War man darauf innerlich irgendwie vorbereitet im Sinne von "ich weiß, daß der Krieg sowieso verloren ist" oder gab es bei Ihnen noch eine Art innerer Überzeugung, wie irrational auch immer, daß da doch noch irgend etwas zu machen wäre?

Schulze: Nein, das war kein Kollaps, das war eine schizophrene Situation. Ich kann mich nicht erinnern, daß 1939 der Krieg von meinen Eltern mit Begeisterung aufgenommen wurde - ganz im Unterschied zu 1914. Aber meine Eltern, vor allen Dingen mein Vater, haben mir so etwas wie eine Kriegsbesessenheit oder Kriegsverrücktheit oder Kriegsborniertheit oder Kriegsmanie überliefert, und die hat bei mir etwas wie eine schizophrene Situation erzeugt. Auf der einen Seite denke ich, daß ich etwa ab 1943 damit rechnete, daß dieser Krieg verloren geht. Seit Stalingrad, spätestens seit dem Rückzug aus dem Kaukasus - mein Vater war bis zum Kaukasus mit vorgestoßen und wurde dann entlassen - hatte ich die Vorstellung, dieser Krieg geht verloren. Aber ich war eingefangen in einen Mythos vom Heldentod für das Vaterland. Ich hatte in meinem Brotbeutel ein kleines schwarzes Bändchen: "Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegererlebnis von Walter Flex". Das ist ein Buch aus dem 1. Weltkrieg. Manche von Ihnen kennen vielleicht noch "Wildgänse rauschen durch die Nacht". Das ist ein Lied, das in diesem Buch vorkommt. Das hatte mir mein Vater 1939, also im ersten Kriegswinter, geschenkt als eine Art Vermächtnis, und so nahm ich es mit. In diesem Buch sagt der jugendbewegte und kriegsfreiwillige Leutnant Ernst Burche, er meine, daß auch alle Völker wie die einzelnen Menschen irgendwann sterben müßten: "Nur den Strohtod möchte man seinem Volk gerne erspart sehen. Aber fast alle Völker sind den Strohtod gestorben." Der Gedanke an den Heldentod eines Volkes sei nicht schrecklicher als der an den Schwerttod eines Menschen. Nur das Sterben sei häßlich bei Menschen und Völkern.

Ich fuhr an die Front mit der Vorstellung, ich werde jetzt den von mir imaginierten Heldentod sterben. Ich hatte eigentlich überhaupt nicht die Absicht zu töten und war froh, daß ich nicht mehr in die Situation gekommen bin, ein Geschütz zu bedienen und auf eine Stellung abzufeuern. Aber ich war bis in die letzten Kriegstage nach Salzburg hin sehr überzeugt, daß ich irgendwann auf den Feind meines Vaterlandes treffen würde, und dann würde irgendwas passieren - Peng! - und dann wäre ich eben den Heldentod gestorben. Erst im Gefangenenlager nahm ich die ungeheure Zumutung, die in dieser Vision lag, wahr als Stachel, der für mich dann zu einem Umdenken geführt

hat, indem ich mir klar machte, daß das eine ganz unsinnige und absurde Vorstellung ist, die Walter Flex da entwickelt hat. Was man immer über den Heldentod denken mag, ist auch eine Verrücktheit, aber gut, die mag noch hingehen. Davon sind ja viele besessen gewesen. Ernst Jünger und andere haben das groß ausgemalt. Als Junge habe ich von lauter untergehenden Helden gelesen: In Felix Dahns "Kampf um Rom" von Teja und den letzten Goten: "Gebt Raum, Ihr Völker, unserem Schritt, wir sind die letzten Goten!" Oder von: Indianern - da habe ich nicht Karl May gelesen, aber Winnetou ist natürlich auch so ein Fall, Tecumseh oder "Der letzte Mohikaner", das waren alles immer untergehende Völker, für die ich mich begeisterte, und dann habe ich mir klar gemacht, daß das ein ganz großer Irrsinn ist, diese Konsequenz auf ganze Völker auszudehnen, auch auf Frauen und Kinder. Das paßte nicht mehr in diesen Mythos, das konnte ich mir nicht mehr vorstellen.

Und ich habe ein Tagebuch geführt, in das ich in diesen Tagen wieder hineingeschaut habe, und ich muß sagen, ich bin richtig erschrocken gewesen über das, was da alles drinsteht. Aber es ist auch ganz heilsam, noch einmal damit konfrontiert zu werden, wie ich damals gedacht habe. Ich habe es nicht mehr für möglich gehalten, daß diese Gedanken damals in meinem Kopf drin waren. Im Gefangenenlager habe ich mir klargemacht, daß die Vision von Walter Flex verrückt war, eine schizophrene Phantasie, und damit begann dieser Mythos von dem Heldentod bei mir zu zerbröckeln und ist dann nach und nach umgeschlagen in das Gegenteil, in die Überzeugung, daß Kriege heute nicht mehr zu rechtfertigen sind.

Drews: Herr Koselleck hatte eben schon angedeutet, daß es so etwas wie nationale und nationalistische Grundüberzeugungen gab, die aber nicht identisch waren mit den Zielvorstellungen Hitlers und des Dritten Reiches. Wie hat man das eigentlich im Kopf auseinandergehalten, wo einem ja immer eingetrichtert worden war, daß das Regime und der Staat und die Gesellschaft und das Volk, wobei Gesellschaft damals kaum ein gängiger Begriff war, identisch seien. Wie hat man das im Kopf auseinandergehalten zu sagen: "Nein, ich kämpfe natürlich für Deutschland, und das ist selbstverständlich", und davon hat man die Regierung, das Regime eigentlich separiert. Was ist das? Eine Art von Überlebenstechnik, psychische Pragmatik, Schizophrenie? Wie hat man das eine längere Strecke und bei gleichzeitiger schwerster Bedrohung seiner selbst durchgehalten?

Koselleck: Das ist eine sehr schwer zu beantwortende Frage. Das ist sicher, je nach Familientradition, verschieden gewesen. Mein Vater war 1933 entlassen worden, weil er Republikaner der Weimarer Republik war, und vier Jahre arbeitslos. Also Distanz zum Regime war eo ipso gegeben, was nicht hindert, daß wir gleichzeitig deutsch-national dachten im Sinne der Verteidigung des Vaterlandes. Das war natürlich nicht identisch mit Hitler, und die Skepsis gegenüber Hitlers Verhaltensweisen war sozusagen verschieden dosiert. Das berühmte Sprichwort "Gröfaz", größter Feldherr aller Zeiten, war natürlich schon ein Witz, Hitler war auch eine Witzfigur für uns. Es war also schon nicht so einfach, Hitler als mythologischen Riesen und Superfigur mitzudenken. Als Obergefreiter oder Mannschaftsdienstgrad hatte man ja gar keine Chance, irgendwelche Widerstandshandlungen zu begehen. Das war jenseits der Vorstellung. Ich darf noch auf

den Burche hinweisen. Den Walter Flex habe ich mir im Lazarett nach Stalingrad mal kommen lassen. Ich habe die ersten zwei Seiten gelesen und habe das weggeschoben. Es war unmöglich für mich, das zu lesen nach der Erfahrung des Krieges.

Schulze: Ich war drei Jahre jünger.

Koselleck: Sicher. Das ist genau der Abstand der drei Jahre. Ich finde es sehr dankenswert, Herr Schulze, daß Sie das so plastisch geschildert haben, was also je nach Generationserfahrung etwas variiert hat. Der Abschluß, das Ende ist dann eher ein gemeinsames geworden nach der jahrgangsweisen Abschichtung des Anfangs. Die Alternative Hitler oder Deutschland ist natürlich die der Widerstandsbewegung gewesen, denn Stauffenberg und der militärische Widerstand haben natürlich für Deutschland gekämpft. Und der berühmte Spruch von Stauffenberg - hat er nicht: "Heilig Deutschland" gerufen, als er erschossen wurde -, das war für ihn und diese konservative Widerstandsbewegung eigentlich das Selbstverständliche, daß Hitler der Verbrecher an Deutschland war. Also die Differenzierung war möglich, aber sie war nicht notwendig. Man konnte ebenso die Konvergenzthese vertreten und behaupten, Hitler versuche den Verrat von 1918 ungeschehen zu machen. Das war ja der Topos unserer Erziehung, daß angeblich der 1. Weltkrieg verlorengegangen sei wegen der Verräter, wegen der Roten in Kiel usw., das ist ja die Dolchstoßlegende, mit der wir groß geworden sind. Insofern hatte die Propaganda vorgearbeitet, daß man durchhalten soll, um nicht dasselbe Desaster, angeblich fünf Minuten vor dem Ende, zu erleiden. Dazu kommt natürlich die V-Waffenpropaganda, daß die Vergeltungswaffen doch noch kämen, und schließlich gibt es immer noch so einen schizopren zu nennenden Hoffnungsschimmer, den man bei aller Skepsis in der Tasche mit sich schlepte. Aber ich erinnere eine Patentante; sie war eine überzeugte Nazistin, eine Studienrätin, die schickte mir eine Postkarte 1944 anlässlich der Ardennenoffensive und jubelte über den kommenden Endsieg. Das war für mich lächerlich. Schon längst hatte ich einen Brief von meinem Vater, der mir schon im Sommer 1944 (als Major) leichtsinnigerweise geschrieben hatte: "Den Krieg haben wir verloren!" Das war also einfach für mich lächerlich. Aber ich will damit kein Wahrheitsmonopol meiner Erfahrung anmelden, denn die Erfahrung war gestreut. Man kann sicher nicht über einen Leisten schlagen, wie die Deutschen im Herbst 1944 die Chancen für ihre Zukunft eingeschätzt haben. Das hängt sehr davon ab, wie braun, eingebräunt, weniger braun, eingerötet, schwarz usw. die einzelnen Personen waren. Es war eine Abschichtung über eine ganze Farbskala. Was Sie später im Parteienspektrum wiederfinden, war in der Mentalität und Einstellung der Deutschen schon vorhanden.

Drews: Stauffenberg ist ja ein Beispiel dafür, daß man Deutschland und Hitler vorläufig identisch setzen kann und daß man beides auch strikt auseinanderhält aus moralischen Gründen. Stauffenberg hat sich ja '33, wie wir wissen, und bis etwa 1942/43 absolut positiv dazu verhalten, auch mit einer ähnlichen Sorte von Mentalität, und dann kippte das beides Gott sei dank aus moralischen Prinzipien auseinander.

Albertin: Sie können, um bei Stauffenberg zu bleiben, auch sagen, daß ein Gutteil des nationalkonservativen Widerstandes von den Briten im Effekt eigentlich nicht ernst-

genommen wurde. Selbst die Gespräche, die beispielsweise Adam zu Trott in Schweden, in der Schweiz und zuvor auch in England geführt hatte, waren immer geführt worden in der Hoffnung bestimmter Widerständler, daß ein Waffenstillstand nicht zuletzt auch die Bewahrung eines Teils der eroberten Gebiete einschließen könnte. Das heißt, das waren Dinge, die einfach zu diesem Vaterlandskomplex, zu diesem Krieg für Deutschland gehörten, und dies in der Annahme, man könne scharf trennen gegenüber dem Nationalsozialismus.

Und die andere Frage, die Herr Drews stellte, muß man vielleicht auch noch etwas ergänzend beantworten. Es war ja so, daß natürlich die Generation, zu der ich mit meinem Jahrgang gehörte, wenn sie nicht gerade einen anderen Sozialisationshintergrund hatte, in der Regel völlig abgeschirmt war gegen alle großenwahnsinnigen Kriegspläne, die etwa mit der großenwahnsinnigen Lebensraumideologie den Slawen zgedacht waren. Einige Historiker mögen wissen, daß gerade eine Quellenedition erschienen ist, in der 104 Dokumente versammelt sind zu dem sogenannten "Generalplan Ost" mit riesenhaften Umsiedlungsplänen von Polen und anderen Slawen bis hinter den Ural. Das waren natürlich alles Dinge, die uns fremd waren. Wir wurden bewußt abgeschirmt, und ein zweites kommt hinzu: Hitler hat ja verstanden, in den ersten Jahren - denken Sie nur an diese doch sehr geschickt inszenierte Olympiade 1936, aber auch sonst in seinen Reden - das Dritte Reich als friedensbewahrende Nation darzustellen. Er hat einen Mißbrauch mit dem Friedensbegriff betrieben, und das schlägt erst um vor Beginn des Polenfeldzugs, das heißt, erst dann wird der Friedensbegriff pervertiert, umgekehrt in sein Gegenteil, und nun werden Pazifisten Defaitisten, die zu feige seien, für das Vaterland einzutreten. Dieser Umschlag in der Begrifflichkeit passiert ja relativ spät.

Ein weiteres ist die interessante Frage, die Herr Drews stellt, und die vielleicht ein bißchen hier dazugehört: man wußte natürlich, Herr Koselleck hat das ja ausgeführt aus seinen Erfahrungen, daß der Krieg, wenn man solche Todeswahrnehmungen, wie ich sie zufällig erfuhr, einmal erlebt hatte, auch verloren war. Alles, was danach passierte, für meinen Jahrgang, in meiner Situation, war doch von der Art, daß wir ständig beispielsweise mit den wenigen Panzern in Estland jeweils etwa um zwei Uhr nachts uns zurückziehen hatten. Um uns herum aber sammelten sich immer die estnischen Flüchtlinge, und als wir einmal einen Gegenstoß machten und Dorpat noch einmal für drei Tage rückeroberten, habe ich Szenen, Augenblicke in Erinnerung, als estnische Frauen uns Brot und Kuchen reichten, um uns als Deutsche zu begrüßen. Wir wußten natürlich nichts über die bisherige Besatzungspolitik. Wir empfanden bloß, daß auch die Esten die Bedrohung durch den Russen sahen. Und Sie wissen ja, daß der 8. Mai oder seine Bedeutung für Estland und für die anderen baltischen Staaten erst 1989/90 mit der Befreiungs- und Demokratiebewegung begann. Das ganze Schicksal, das danach noch kam, gehörte ja auch in diesen Zusammenhang. Ich habe noch die Erinnerung, daß wir, nur weil wir zufällig technisch qualifiziertes Personal waren, wie es damals hieß, noch nach Parnau kamen und dort auf die Schiffe gebracht wurden. Aber zugleich sah man dann die Hafenooffiziere in die Menge schießen, wenn Esten versuchten, auf unsere Schiffe zu kommen. Das sind doch alles Erfahrungen, die dann natürlich längst sich festigen zu der Einsicht: "Der Krieg muß verloren sein."

Warum also hielt man durch? Das ist eben diese merkwürdige Grunderfahrung, die sich so lange hielt, daß man im Grunde genommen, Herr Koselleck hat das Stichwort schon erwähnt, jahrelang nicht vertraut gemacht worden war mit der Möglichkeit, daß es etwas anderes als einen Siegfrieden geben könne. Es gab eben bloß diese krasse Alternative des Untergangs des Volkes, das haben wir so hingenommen, aber nun hat man es sogar als Individuum geglaubt, vollziehen zu müssen. Ich habe meine Mutter besucht, die als Flüchtling in Leipzig saß in einem kleinen Zimmer. Mein Vater hatte uns schon lange keine Nachricht mehr geschickt. Er ist '46 oder '47 hinter dem Ural in Gefangenschaft gestorben. Meine Mutter war allein, mein Bruder war inzwischen eingezogen worden. Ich hatte das Glück, als Verwundeter einen Kurierdienst zu übernehmen und in der Nähe des Flugzeugkonstruktors, der dort dezentralisiert untergebracht war, um diese geheimnisvollen Waffen zu entwickeln, an die wir noch glauben sollten, in der Nähe dieses Konstrukteurs meine Mutter zu besuchen, und es fällt mir nichts anderes ein, als ihr beim Abschied zu sagen: "Im Frühjahr 1945, wenn wir den Krieg verlieren, sehen wir uns nicht wieder." Ich war also so selbstbezogen oder so gefangen in dieser Vorstellung, der jede andere Alternative verlorengegangen war, daß ich keine innere Aufmerksamkeit für die Situation meiner Mutter hatte. Ich hatte das ja für den Harz erzählt: Zuletzt geht man noch einmal heraus und glaubt, weitermachen zu müssen. Und ich habe in unserer kleinen Vorbesprechung auch diese Situation in Erinnerung gebracht, die ich nie vergessen werde, daß ein amputierter Ritterkreuzträger zu uns in die Stellung kommt in den Harz und sagt: "Jungs, der Führer braucht Zeit. Die neuen Waffen kommen, ihr müßt durchhalten!"

Drews: Herr Koselleck hat ja das Stichwort schon gegeben in einem Artikel, den Sie kürzlich in der *Frankfurter Allgemeinen* veröffentlicht haben. Zwei Stichworte dazu: Eine Lokalität und ein bestimmtes Verb in diesem Zusammenhang, nämlich das Stichwort "Babijar" und zweitens dazu die kurze Bemerkung: "Dieses habe ich, als ich es hörte, verdrängt." Das ist der Prozeß, den die nachgeborene Generation, die sich solche Art von moralischen Konflikten im Detail wahrscheinlich gar nicht mehr vorstellen kann und auch die abgeschnittene Möglichkeit, sich zu informieren, nur ganz indirekt etwas mitzukriegen, sich kaum mehr richtig rekonstruieren kann. Wie kann das gehen? Und zwischengeschoben: Es stimmt also offenbar wirklich, daß man so etwas verdrängen kann und dann offensichtlich auf der Seite läßt und es einer massiven Art von Überrolltsein bedarf, um es dann endlich innerlich anzuerkennen. Das ist noch mal etwas anderes, als zu wissen, es gibt ja schon Lager in Deutschland, die voll von dem sind, was man "atrocities" nennen würde, was aber nicht so etwas Ähnliches ist wie "mass murder". Massenmord ist noch etwas anderes als Grausamkeit und schikanöse Behandlung etc. etc. Das kann man noch realisieren, und Sie haben relativ früh davon erfahren. Das große moralische Problem ist wohl wahrscheinlich eher: Wo ist der Punkt, wo man beginnen konnte, den ganzen Umfang des Verbrecherischen und des Massenmordes zu erkennen? Und da haben Sie ja ein erstes Stichwort geliefert mit der Babijar- und Verdrängungsgeschichte, und später schildern Sie ja, wie die Massivität des Endlich-Anerkennen-Müssens über Sie gekommen ist.

Koselleck: Ich kann eigentlich nicht mehr sagen, als ich da schon geschrieben habe: Daß

wir 1941 im Herbst an der Front hinter Kiew, nachdem der russische Kessel gefangen-genommen worden war, von hinten hörten, daß 20.000 Juden in Steinbrüchen bei Babijar ermordet worden sind. Diese Erinnerung habe ich präsent. Ich kann mich nicht erinnern, wie wir damals darüber geredet haben. Nun kann mir vorgeworfen werden: "Da sieht man ja, ihr seid ja doch moralische Schweine, daß du das nicht mehr weißt, daß du etwa entrüftet gewesen bist." Man kann natürlich umgekehrt argumentieren, daß ich es überhaupt erinnere, beweist, daß ich ein moralisches Sensorium hatte. Was die Wahrheit ist, weiß ich nicht. Und diese Babijar-Nachricht habe ich nicht mehr reflektiert, vor allem nicht in der russischen Gefangenschaft. Denn da war jedes Wissen von möglichen Verbrechen tödlich, denn dann konnten die Russen sofort sagen: "Du warst beteiligt. Du wirst aufgehängt oder kommst nach Workuta." Deswegen war das Verdrängen dieses Wissens eigentlich üblich. Und dies Wiederhochkommen von Verbrechen, die ja in der historischen Forschung längst bekannt sind, konfrontiert tatsächlich eine Fülle von Soldaten mit Sachen, die sie vielleicht gewußt hatten, aber nicht notwendigerweise gewußt haben. Denn meine Nachricht war nur Babijar. Was später passierte, ich bin im Sommer '42 schon zurückgekommen und dann in Frankreich gewesen, darüber habe ich nichts mehr gehört. Ich habe jetzt aus Tagebüchern meines Bruders keine Nachricht aus dieser Richtung entnehmen können. Er ist an Auschwitz vorbeigefahren, schildert den Aufbau der IG-Farben-Werke beim Transport nach Rußland und nennt die KZ-Häftlinge, die dort arbeiteten, "Zebras". Die schwarz-weiß angezogenen Häftlinge als Zebras zu bezeichnen, ein typisch überheblicher Jargon, den er in seinem Tagebuch festhält, aber er nennt nicht den Namen "Auschwitz". Also war es ihm nicht klar, was Auschwitz war. Das hätte er sonst bestimmt aufgeschrieben. Er war sehr exakt in dem Festhalten von Lokalitäten und Namen und dem, was ihm begegnete. Das entnehme ich seinem Tagebuch.

Das Nichtwissen und das Wissen sind durchwachsen, und die tatsächliche Gewißheit, die ich gewonnen habe, daß die Deutschen Millionen vergast haben, entspringt einer Geschichte, die ich als russischer Kriegsgefangener in Auschwitz selber erlebt habe, wo mich ein Wächter mit einem Schemel bedrohte. Ich war beim Kartoffelschälen, und er wollte mir den Schemel auf den Kopf schlagen, schmiß aber den Schemel in eine Ecke, so daß ein Bein abbrach. Und er sagte mir, es war ein oberschlesisch sprechender Pole: "Was soll ich dir schlaggen Schäddel ein, ihr habt ja vergast Millionen." Da habe ich schlagartig gemerkt, daß der das nicht erfunden haben kann. Das war eine Situation, bald nach dem 10. Mai, kurz nach dem Waffenstillstand, nach dem wir in Auschwitz eingeliefert worden waren. Aber das ist gleichsam meine eigene Geschichte. Die Mehrheit der damaligen Soldaten, davon bin ich überzeugt, hat es nicht geglaubt. Denn die Russen sagten, die Verbrennungsöfen seien gesprengt worden, und dann hieß es: "Na, das kann ja jeder sagen!" So war die Reaktion bei uns im Gefangenenlager. Wir waren ungefähr 30.000 im Lager, die wir alle als Krümper aus dem Westen nachgeschoben worden sind; was aber nicht ausschließt, daß Oberschlesier eben dieses wußten. Ich hatte später in Heidelberg einen Assistenten, der als Junge bei Auschwitz groß geworden war, und der sagte mir: "Wir wußten es alle!" Da hört man das Wissen eines oberschlesischen Kindes: Wegen des Gestanks der verbrannten Leichen war ihm klar, was dort passierte. Dieses Zusammenfinden der beiden primitiven Informationen fand

für mich erst 1955 statt (unbeschadet dessen, was ich inzwischen gelesen und gehört hatte).

Schulze: Ich möchte gerne das Stichwort "Verdrängung" mit dem Stichwort "Vaterländische Begeisterung oder Besessenheit" zusammenbringen. Was ich vorhin gesagt habe, war eine Mythologie, die aus dem 1. Weltkrieg stammte und die sich deutlich von der des Nationalsozialismus unterschied, obwohl es da viele Überlappungen gab. Ich habe in meinem Tagebuch, das ich damals führte, eine Bemerkung aus diesem Fahnenjunker-Offizierslehrgang notiert. Als einer von den neuen Polit-Offizieren uns wieder eintrimmen wollte auf den Endsieg, sagte er: "Das erste, was man als Offizier braucht, ist eine nationalsozialistische Gesinnung, das zweite ist eine alte soldatische Form." Und ich notiere mir dazu: "Dem ersten kann ich nicht zustimmen, das zweite halte ich unbedingt für richtig." Also da mache ich eine solche Unterscheidung, und die habe ich auch lange Zeit für mich aufrechterhalten. Und ich muß sagen, vielleicht bis heute habe ich versucht, sie aufrechtzuerhalten, weil sie irgendwie meine seelische Stabilität stützte. Denn das konnte ich mir ja unmöglich auflasten, daß die Judenvernichtung, über die ich zuerst im Gefangenenlager erfuhr - bis dahin waren Auschwitz, Judenvernichtung, massenhafte Tötung für mich keine Begriffe -, etwas mit dem Soldatsein zu tun haben konnte. Im Gefangenenlager wurden wir über Flugblätter, ich glaube auch über einen Film, zu dem wir zusammengezogen wurden, von den Amerikanern über die Entdeckungen in den Konzentrationslagern informiert. Viele von denen, mit denen ich in den Gefangenenlagern zusammen war, reagierten zunächst mit großer Skepsis: "Das kann ja nicht stimmen, das haben die sich ausgedacht - Kriegsgreuel und so. Damit wollen sie rechtfertigen, wie sie jetzt hier mit uns umgehen, daß sie uns hungern lassen."

Ich hatte Ansatzpunkte, an die ich mich plötzlich wieder erinnern konnte, die mir diese Informationen, nicht nur als wahrscheinlich, sondern als wirklich, als richtig erscheinen ließen. Während der ganzen Nazizeit gab es immer schon eine nebulöse Zone, in der wir etwas wußten von Verfolgung und Unterdrückung. Jüdische Klassenkameraden verschwanden irgendwann aus meiner Klasse. Ich kann mich heute nicht mehr daran erinnern, wann das war. Natürlich habe ich die zertrümmerten Fensterscheiben in der Reichspogromnacht, als ich zur Schule fuhr, gesehen und war betroffen davon. Und man wußte von KZ-Lagern. Wir wußten, daß nachher Juden Sterne hatten, daß sie irgendwo hintransportiert wurden. Alles das war irgendwo da, aber das hatte für mich noch nicht den Charakter von Realität. Es war gleichzeitig so etwas wie: "Na ja, die kommen da jetzt in so ein Lager, man weiß ja nicht so genau, die müssen da jetzt arbeiten ...", und irgendwie hatten wir ja auch eine antisemitische Ideologie in uns. Die war uns in der Hitlerjugend oktroyiert worden. Und dann kam ich 1942 mit einem Spielfähnlein in das Generalgouvernement. Ich war in einer Spieleinheit, wo wir Theater machten, Musik spielten - Mozarts "Deutsche Tänze", "Das tapfere Schneiderlein", aber auch ein Stück über den Juden im Dorn, wo der Jude sich im Dorn tottanzte -, und mit diesem Programm fuhren wir nach Krakau. Und da wurde für mich zum ersten Mal Unterdrückung real, und zwar in einem Ton: Ich höre Frauen schreien. Es gab zwei Schalter auf dem Bahnhof in Krakau: an dem einen standen die "Reichsbürger", zwei, drei, fünf - bekamen ihre Karten, und an dem anderen stand eine endlos lange Schlange,

und dabei stand ein polnischer Hilfspolizist mit einem Gummiknüppel und schlug auf die Frauen ein. Es war das erste Mal, daß sich irgend etwas in mir umkrempeelte, und dann habe ich während dieser Fahrt eine ganze Reihe von Dingen gesehen, die meine Einstellung veränderten. Irgendwann mußten Juden bei uns den Hof der Schule, in der wir geschlafen hatten, von dem Stroh, das aus den Strohsäcken gefallen war, säubern. Und wir haben mit Steinen nach ihnen geworfen, das heißt, ich weiß nicht, ob ich es getan habe. Heute bin ich mir nicht mehr sicher. Ich habe jedenfalls immer geglaubt, ich hätte das nicht gemacht. Ich war erschrocken darüber, und das Merkwürdige ist: wir haben darüber nicht gesprochen. Wir waren gut befreundet miteinander. Ich habe heute Klassenkameraden wiedergetroffen, die sagten: "Ich habe das genau so erlebt wie du. Es war schrecklich, aber wir konnten nicht miteinander darüber sprechen." Auch als ich das zu Hause meinen Eltern erzählte, waren sie erschrocken, haben aber eigentlich weiter nichts gesagt. Sie haben nur gesagt: "Das darfst du nicht weitererzählen!" Das heißt, es blieb zugedeckt unter einer Decke des Schweigens. Das ist etwas, wovor ich immer wieder Angst habe, daß sich eine solche Decke des Schweigens ausbreiten könnte.

Drews: Es gibt eine Bemerkung von Adorno aus den frühen 50er Jahren, die lautet: "Die Monstrosität dessen, was passiert ist, war quasi der beste Schutz dagegen, daß die Information darüber sich verbreitet und akzeptiert wird." Weil es - das Massenmorden - so monströs war, wurde es nicht geglaubt und konnte um so besser weggeschoben, verdrängt werden. Nach dem Heissenbüttelschen Satz: "Und so hat das funktioniert." Jedenfalls ist das ein ganz wichtiger Teilaspekt der Sache, und jeder, der bei seiner eigenen Familie nachfragt, wird wahrscheinlich nach einiger Zeit mit etwas Geduld ähnliche Dinge herauskriegen: Wie die Wahrheit sich stückchenweise zusammensetzte und dann zum Teil bewußt kleingehalten wurde und die Stückchen nicht zu einem Bild zusammengefügt wurden, damit man nicht ein Bild hatte, damit man nicht noch mehr erschrecken mußte und noch mehr in eine vollkommen ausweglose Situation hineinkam, weil dann ja eigentlich nur Widerstand, Märtyrertum übrigblieb, und diese Alternative war nicht denkbar. Ich möchte Herrn Albertin noch einmal danach fragen: Wann tauchten eigentlich im Zusammenhang mit 1945, und das wird auch bei verschiedenen Leuten ganz verschieden gewesen sein, Vorstellungen davon auf, wie sich ein neues politisches Gemeinwesen überhaupt konstituieren könnte und sich verhalten könnte, nach dem, was da passiert war?

Albertin: Das ist ja eine der Fragen unserer Einordnung von 1945. Wir können dabei darüber relativ befreit sprechen und es dann unter dem Aspekt der Befreiung sehen. Aber wann wurde denn denkbar, daß dies zu politischen Formen führen würde, die per se so etwas wie freiheitlicher sein würden? Das war ja zunächst mal rund um dieses Datum und in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg gar nicht gegeben und als Denkmöglichkeit nur etwas, das ganz langsam entwickelt werden mußte. Als Bilanz zu dem Bisherigen fällt mir so ein, das klingt fast seminaristisch: Wir wissen, die individuelle Lebensgeschichte ereignete sich nicht zeitgleich mit dem objektiv wahren Weg des Regimes. Sie verspätete sich samt der ihr eingepflichten Kriegsbegeisterung, als das Regime schon seine militärische Peripetie erreicht hatte, und sie eilte diesem Regime auch voraus aus eigener Betroffenheit, als die Goebbelsche Propaganda noch die Lüge vom

Endsieg durch den totalen Krieg verbreitete.

Ein anderes für mich ungelöstes Rästel, über das wir alle hier diskutiert haben, ist die Frage, warum aber noch so viele so lange weitergemacht haben. Das ist ja nicht nur eine Frage der unteren Dienstränge, sondern es hat eben doch mit der Nachwirkung dieser Indoktrination zu tun, die einige Jahrgänge sehr lange erfahren haben. Ich würde Ihre Frage, Herr Drews, so aufnehmen: Wir wundern uns oft, wenn wir uns mit zeitgeschichtlichen Quellen befassen und auch die Zeitzeugen befragen, warum die Alliierten, als sie Deutschland besetzten, zunächst einmal auch durch die offiziellen Proklamationen deutlich gesagt haben: "Wir kommen als Sieger!" Oder es war manchmal noch etwas schärfer, wie in Bremen, wo man das Schild lesen konnte: "Hier endet die Zivilisation. Hier beginnt Deutschland." Dies war für die amerikanischen Soldaten aufgerichtet. Ich habe ja erzählt, daß ich in den Rheinwiesen das Gefangenenlager erfahren habe, und zunächst hatte man da nun wirklich keine Vorstellung von Zukunft. Ich muß das mal so deutlich sagen. Ich weiß nicht, wer das noch nachvollziehen kann, aber wir lagen tage- und nächtelang in unseren Erdlöchern zu Zehntausenden. In einer Nacht mit furchtbarem Gewitterregen sind 237 gestorben, weil sie aus Hunger nicht die Kraft hatten, sich zu befreien und sich nach oben zu arbeiten. Wir haben nur davon geträumt, tage- und vor allem nächtelang uns darüber ausgetauscht, wie vielleicht doch noch individuelle Zukunft möglich sei auf einem Bauernhof. Wir konnten das phantastisch ausmalen, wie man schwer arbeiten würde, ein Leben lang, aber dafür so viel Kartoffeln und Brot essen kann, wie man möchte. Die Schrumpfung der Bedürfnisse war eine Grunderfahrung und auch die Erfahrung, daß man als Person existenziell so schrumpfen kann, daß dies für den Rest des Lebens das Wünschbare werden konnte. Und man stand eben, das war der einzig interessante Punkt in der wenig interessanten Tagesordnung, früh auf, um zu den ersten 30 in der Schlange zu gehören, die eventuell bei der Feldküche etwas Kaffeersatz empfangen konnten, denn das war ein Rückstand, der gekocht war, und sonst hatte man nichts, was gekocht war. Die Hungererfahrung war also derart dominierend, daß man Zukunftsvorstellungen, etwa auch institutionelle, gar nicht austauschte. Allenfalls sprach man davon, daß man in Primärgruppen, im kleinsten Kollektiv sich verbünden wolle, um nun diese Landarbeitertaufgaben ein Leben lang auf dem Bauernhof auszuüben.

Im Laufe der Zeit kam dann irgendwie Papier ins Lager, und da begann ich Spanisch zu lernen, aber bloß, weil zufällig jemand in der Nähe war, der Spanisch konnte. Und so haben wir auch plötzlich begonnen, Vorträge zu halten, und irgendwann einmal, als zehn Menschen schon ein Brot bekamen, da wurden die berühmten Brotwaagen gezimmert, denn man mußte genau wiegen. Niemand wollte betrogen werden um wenige Gramm. Da begannen wir nun auch wieder das geistige Tun interessant zu finden. Und dann begann nach und nach ein üppiges Nachdenken, aber ich muß gestehen: zunächst haben wir uns nur, wie sich das gehört, an bildungshumanistischem Gut erfreut. Da gab es dann plötzlich wieder Leute, die waren früher Studienrat. Die hatten das fast ganz vergessen zu Anfang - das ist Hungerwahrnehmung. Und nun beginnt man, wenn Sie so wollen, eine "Volkshochschule". Das ist jetzt aber ein Begriff, der nicht auf die sehr wertvolle Arbeit der Volkshochschulen nach dem Kriege zugeschnitten ist, sondern da

beginnt man plötzlich eine Lagervolkshochschule zu machen, die natürlich überhaupt keine institutionellen Formen hatte, sondern die einfach sich per Zufall so konstituierte. Übrigens haben wir da auch sehr viel über Konzentrationslager gesprochen, und die einzigen Informanten waren die Offiziere, die uns vernahmen und die wissen wollten, was wir im Kriege getan hatten, und die, aus welchen Gründen auch immer, uns auch nach unseren Rußlanderfahrungen fragten. Die Historiker wissen, warum. Da gab es ja damals diese merkwürdigen Hoffnungen mit dem Beginn des kalten Krieges, den die Engländer eingeläutet haben im Frühjahr 1946, merkwürdige Hoffnungen, daß die Alliierten sich vielleicht früher spalten würden, als das später dann passierte. Erst ziemlich spät, als man lernte, wieder miteinander zu diskutieren, wurde auch interessant, was vielleicht einmal als institutionelle Zukunft für das größere Kollektiv des gespaltenen Volkes getan werden könne.

Wir hatten eine kleine Vorbesprechung, und Frau Römer sagte, zu Anfang habe man gar keinen Begriff von den Stichworten "Menschenrechte" oder "Demokratie" gehabt. Das war doch das Ergebnis einer Indoktrination, jedenfalls meines Teils meiner Generation, so daß die Briten natürlich auch guten Grund hatten, wie alle Alliierten, zunächst einmal zu sagen: "Wenn wir die Demokratie aufbauen wollen, müssen wir zunächst einmal Sicherheit gewährleisten. Wer garantiert uns eigentlich, daß da eine Jugend aus der Armee entlassen wird, die friedensfähig ist?" Das ist ein Sicherheitsinteresse, das unmittelbar wichtig war, und so waren ja auch die westlichen Alliierten einerseits in dem Dilemma, daß sie Führungspersonal fanden, teils aus dem Widerstand, teils aus der Weimarer Republik und teils auch schon neu hinzuwachsendes Führungspersonal, das persönlich integer war und auch politische Vorstellungen hatte, daß sie aber gleichwohl diesen Aufbau verbinden mußten mit der Kontrollaufgabe, die Sicherheit verlangte, denn, ich darf Sie erinnern, wir wissen es aus einer Studie hier aus der Region: es gab noch 1946 Werwolfaktivitäten auch hier in der Region um Vlotho herum, und es gab, wie Sie vielleicht wissen, ab 1950 schon wieder rechtsradikale Gruppen. Und wir haben Zeugnisse, die zeigen, daß bereits Anfang der 50er Jahre die politischen Parteien hilflos bei ihren Landesverbänden anfragen: "Wie kommt es bloß, daß die Rechtsradikalen Massenversammlungen mit jungen Leuten von 15 bis 18 Jahren füllen?"

In der schmalen Schiene derer, die sich Gedanken machten über das, was werden konnte, bin ich dann zum Glück gelandet und hatte ab '48 das Glück, einen Studienplatz in Köln zu bekommen. Nachdem ich an sieben Fakultäten für Medizin abgelehnt worden war - das war einfach überbesetzt - schrieb mir Köln, ich könne einen Platz in der Philosophischen Fakultät haben. Das war der Himmel auf Erden! Und dann begannen wir natürlich, wenn Sie so wollen, auch die Gesellschaft zu verändern. Ich habe sehr früh eine Hochschulgruppe gehabt, die sich Gedanken gemacht hat, wie man Nachkriegsdeutschland aufbauen könne, aber ich muß sagen: wir haben nicht bei der Universität begonnen, weil wir das Glück hatten, unter unseren Professoren Vorbilder zu haben, die ohnehin persönlich sehr integer waren, die aber auch sonst sensibilisiert waren für die Situation dieser Kriegsgeneration. Die Universität war für uns fast eine heilige Stätte, möchte ich sagen. Vermutlich kann das heute nicht mehr nachvollzogen werden, aber das war die damalige Situation. Ich habe später auf Klassentreffen mich

darüber ausgetauscht. Alle meine Klassenkameraden haben das so empfunden. Die Arbeit, in die ich hineingeraten bin, war allerdings ganz deutlich kanalisiert worden durch die Universität. Wir wissen ja heute ganz genau, daß es in der Jugend, die ab '45 damit befaßt werden sollte, Nachkriegsdeutschland demokratisch mit aufzubauen, 80 % Jugendliche gab, die nicht organisiert waren, die nicht institutionell eingebunden waren und über die sich alle Instanzen lange Jahre den Kopf zerbrochen haben, wie man eigentlich Friedensfähigkeit in diese Jugend hineinbringen könne.

Drews: Ich wollte Frau Römer fragen: Sie waren ja jemand, der offenbar durch die Erziehung eine bestimmte politische Vorstellung schon hatte und gelebt hat zwischen einer Spannung zwischen dem, was man schon weiß, und der Tatsache, daß man gleichzeitig in dem nationalsozialistischen Staat lebt. Frage: wie hält man so etwas bei einer solchen geschärften Spannung aus, und wie hat sich das dann hinterher konkretisieren können in der ersten politischen Arbeit und den ersten politischen Vorstellungen darüber, wie ein Staatswesen aussehen könne - unter anderen Bedingungen, in ganz anderen Erfahrungen, nämlich in der Sowjetzone und der damaligen DDR?

Römer: Diese Diskussion hat ja auch den Namen "Erinnerungen", und deshalb ist es für Sie, die Sie jung sind, vielleicht sehr gut, daß sie erfahren, was Soldaten, die direkt im Kampf mit Panzern und Infanterie standen, gedacht und empfunden haben. Aber unsere Runde scheint mir gar nicht so sehr repräsentativ. Man kann nicht ein Kommunistenkind und drei Soldaten zusammensetzen (Beifall des Publikums). Man müßte auch einen ganz gewöhnlichen Menschen, sagen wir mal, eine Hausfrau, hier dazugebeten haben, und die Diskussion geht mir auch, obwohl Sie das sicher schätzen, zu sehr in die Psychologie: Wie habe ich verdrängt? Was habe ich gewußt? Was habe ich nicht wissen wollen? Es ist auch für mich wichtig, denn ich habe dann, als ich Kommunistin war, vieles verdrängt und habe die berühmte Informationsabstoßung mitgemacht, die hier im Westen eigentlich bis heute, aber wesentlich bis 1989, betrieben worden ist. Wenn ich das sagen darf, für mich ist die Frage: Was konnten die Deutschen tun gegen Hitler? Ist es zu verlangen, daß man sich erschießen läßt, daß man sich henken läßt? Das kann man von niemandem verlangen. Das verlangen Sie ja wohl hoffentlich auch nicht. Widerstandskämpfer waren Helden, die wußten, was ihnen blühte. Die Psychologie, diese Selbsterforschung scheint mir immer etwas selbstverliebt; und die Seele pflegend: Was habe ich gewußt? Die ganze Grausigkeit der Ereignisse haben wir alle erst nach dem 8. Mai erfahren.

Jetzt, am Schluß der Debatte, geht es mir wieder viel zu sehr nach Westdeutschland. Ich habe in Leipzig studiert. Ich habe die Kommunistisierung dieser Universität miterlebt. Erst hat mir das ja gefallen, weil ich den Kommunismus für das A und O der Welt hielt und für die Erlösung. Es ist eine Erlösungsreligion, und ich habe sie als Erlösungsreligion betrachtet. Aber dann muß man doch auch sehen, daß in der harten Debatte um den 8. Mai, unter der ich persönlich ganz schrecklich gelitten habe, jetzt in den letzten Wochen so vieles ausgeblendet wurde. In den letzten Wochen ist nämlich die Kollektivschuldthese nach meiner Meinung wieder herausgekratzt worden, nach der alle Deutschen Schuld haben. Frau Süßmuth hat gesagt, wer nach '45 geboren ist, ist frei von

persönlicher Schuld. Dann habe ich wahrscheinlich mit sechs Jahren Hitler gewählt und bin mit zwölf Jahren mit einem Panzer in Polen eingefallen. Das ist in meinen Augen total unsinnig, und ich könnte noch schärfere Worte gebrauchen, aber die will ich mir sparen. Wir in der DDR, und ich war ja in einer besonderen Rolle, ich gehörte ja zu den wenigen, die überhaupt Kommunisten waren, die da drüben haben ja ganz andere Erfahrungen gemacht, und ich leide so sehr darunter, daß die entsetzlichen Erfahrungen, die die DDR-Bevölkerung und die schlesische und die ostpreußische Bevölkerung gemacht hat, jetzt, ich muß es so sagen, heruntergespielt, relativiert, abgemildert wird.

Ich weiß nicht, ob Sie wissen, was sich im Osten getan hat, was die Sowjetarmee getan hat. Darf ich es ganz kurz sagen? Frau Christiansen hat am 13. Februar, am Tag der totalen Vernichtung von Dresden, in den "Tagesthemen" abends gesagt: "In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar wurde Dresden in Schutt und Asche gelegt. Diesmal waren Deutsche die Opfer, was das Gedenken heute nicht eben leichter macht." Ich finde das ungeheuerlich. Sie ist fortgefahren mit den Worten: "Denn waren sie nicht die Täter von Auschwitz und Buchenwald?" Da bin ich bald ausgeflippt! Daß die Leichen, die ich in Dresden gesehen habe - Dresden war eine Millionenstadt zu dieser Zeit, mit Flüchtlingen überfüllt -, die Täter von Auschwitz waren, das ist ein ganz großer Leichtsinn, und ich glaube, daß viele junge Leute das so schlechthin auch alles glauben. Also ganz kurz: Die Sowjetunion hat eine halbe Million Ostzivilisten nach Workuta hinter den Ural verschleppt. Und dort haben sie wie Sklaven gelebt. Die Hälfte ist dort gestorben, und man darf sagen: Sie ist verreckt an Hunger und Seuchen. Sauckel, ein NS-Gauleiter, ist für die Verschleppung von Zivilpersonen gehängt worden, denn das war ein Kriegsverbrechen. Und die Verschleppung von Zivilpersonen nach Einstellung der Kampfhandlungen war genau ein solches Verbrechen. Die Sowjetarmee hat die Dörfer und die Schlösser des Ostens eingeäschert. Sie hat eine verbrannte Erde hergestellt, so wie sie die deutschen Soldaten in Rußland hergestellt haben. Die Sowjetunion hat 11 Konzentrationslager auf dem Gebiet der Sowjetzone errichtet, und darin waren nur etwa 20 % kleinere NS-Funktionäre. Ich habe jetzt viele Leute kennengelernt - ich habe mich nämlich 50 Jahre lang fast ausschließlich mit den Naziverbrechen beschäftigt, und jetzt beschäftige ich mich mit den alliierten Verbrechen -, und diese Leute (deren Kameraden) sind unter den elendesten Umständen verhungert. Und es waren etwa 20 % NS-Frauenschaftsführer, Pimpfführer und Hitlerjugendführer, und ich meine: als Ermordeter ist ein Hitlerjugendführer genauso viel wert wie ein Kommunist oder ein Jude, denn ermorden darf man sie nicht. Bestrafen durfte man sie, aber die saßen in den KZs der Russen und hatten keinen Prozeß und keine Anklage. Es waren 15jährige dabei. 15jährige sind von den Russen erschossen worden, denn die Sowjetunion kannte die Todesstrafe vom 14. Lebensjahr an. Dann haben die Sowjetsoldaten rund anderthalb Millionen deutsche Frauen aufs grausamste vergewaltigt. Viele sind daran gestorben, viele haben sich aufgehängt, und viele haben die Russen hinterher noch aufgehängt. Sie haben ihnen den Bauch aufgeschlitzt und haben sie aufgehängt. Und der erbitterte Widerstand der Soldaten, auf den sind die drei Herren gar nicht gekommen. Was ich aber gelesen habe, ich habe es ja nicht erlebt, stammte auch daher, daß die Soldaten sahen, was die Sowjetarmee mit der deutschen Bevölkerung gemacht hatte. Sie hat vom Greis bis zum Säugling die Leute aufgespießt, mit dem MG abgeknallt und dann säuber-

lich hingelegt. Die deutschen Soldaten sahen das, und deshalb haben sie sich so erbittert gewehrt.

Dann kam eins der größten Verbrechen der neueren Geschichte, die größte Vertreibung der neueren Geschichte. 14 Millionen wurden aus Polen, aus der Tschechoslowakei und der Sowjetunion vertrieben in Schnee und Eis. Und die toten Kinder und die toten Greise wurden am Wegrand abgelegt. Es gab Transporte in den Ural, die gleichen so ungefähr den Judentransporten. Die Toten wurden aus dem Wagen geschmissen. Das alles ist hier im Westen verdrängt worden, und ich habe es gehört und habe es damals, als ich Kommunistin war, auch verdrängt. Jetzt schäme ich mich dafür, so wie diese Herren mit 18, 20 Jahren nicht kapiert haben, was Hitler für Verbrechen verübt hat. Dann kam in der DDR die fürchterliche sowjetisch gestützte Diktatur, von der hier im Westen viele Leute überhaupt nichts wissen wollten. Es wurde einfach so hingegenommen. Krippendorff, ein westdeutscher Soziologe und Politikwissenschaftler, schrieb, die Mauer sei ein Happening, die würde ja auf westlicher Seite bemalt usw. Also: wenn jetzt gesagt wird und darauf bestanden wird, daß der 8. Mai ein Tag der Befreiung und nichts anderes war, dann halte ich das für einen ganz großen Zynismus der gesamten ostdeutschen Bevölkerung gegenüber. Sie brauchen nur einen, der jenseits der Elbe lebt oder gelebt hat oder aus Ostpreußen geflüchtet ist, zu fragen, ob er den Tag als Tag der Befreiung empfunden hat. Er wird sagen: "Nein!" Es war der Beginn einer furchtbaren Tortur (Unruhe im Publikum mit "Aufhören!"-Rufen).

Drews: Ich glaube, wir sollten diejenigen, die hier am Mikrofon sind und Teilnehmer dieser Diskussion sind, auf jeden Fall ausreden lassen (Beifall). Ich glaube, daß man, egal wie man diese Sätze von Frau Römer insgesamt politisch und historisch bewertet, sie auf jeden Fall zur Kenntnis nehmen muß, und soweit ich es bis jetzt beurteilen kann, hat Frau Römer nicht eine Zahl und nicht eine Tatsache genannt, die unwahr wäre. Unser Problem ist ja eigentlich eher: Wie gehen wir mit diesen Tatsachen um, und in welche Relation bringen wir sie zu dem, was zeitlich vorher die Deutschen gemacht haben? Da steckt unser Problem! Das ist der Punkt, an dem wir alle, glaube ich, in außerordentlichen Schwierigkeiten sind, die Balance zu finden, die darin besteht, daß man nichts verdrängt, auch nicht das, was Deutschen angetan worden ist, und daß es allen Fingerspitzengefühl bedarf, das einigermaßen in Relation, in Balance zu bringen und vor allen Dingen die Kausalität zu sehen, die das eine mit dem anderen verbindet. Kausalität heißt aber nicht, daß irgend etwas, was später geschehen ist, zu entschuldigen wäre durch etwas, was früher geschehen ist. Aber die Tatsache, daß es ein zeitliches Vorher und ein zeitliches Nachher gab, werden wir wahrscheinlich zur Kenntnis nehmen müssen, und dies ist ganz essentiell (Beifall). Wir hatten vor, ab einem bestimmten Punkt die Diskussion zum Publikum hin zu öffnen, und ich denke, es wäre jetzt vielleicht ein ganz guter Moment.

Fragesteller aus dem Publikum: Ich glaube nicht, Herr Drews, daß das Problem ist, daß jede Zahl gestimmt hat. Ich glaube, das Problem liegt da, und ich möchte Frau Römer nicht zu nahe treten, ich persönlich bin zwar fast Kriegsteilnehmer dadurch, daß ich einen 86jährigen Vater habe und über 30 Jahre hin den Krieg ziemlich hautnah

durch allmonatliche Schilderungen erlebt habe, aber ich glaube, wenn man solche Äußerungen macht, muß man aufpassen, als was für ein Landsmann man diese Äußerungen macht. Ich kann als 32jähriger nicht sagen, die Russen haben Deutsche kaltblütig umgebracht. Das geht nicht, denn ohne Grund hätte es diese Reaktion ja nicht gegeben. Man kann nicht die eine Schuld durch eine andere Schuld ausgleichen.

Drews: Ich glaube nicht, daß Frau Römer das gemacht hat. So einfach ist es auch wieder nicht!

Derselbe Fragesteller: Doch! Sie hat eindeutig gesagt, der Tag des 8. Mai kann nicht einseitig als Tag der Befreiung angesehen werden.

Drews: Wenn ich mich recht erinnere, hat sie gesagt: "Fragen Sie jemand, aus dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone. Sie werden hören: Er kann diesen Tag nicht eindeutig als Tag der Befreiung erlebt haben." Und das kann man ihr nicht abstreiten.

Derselbe Fragesteller: Frau Römer, ich hatte Ihnen anfangs eigentlich zugestimmt. Ich war ganz erstaunt darüber, und ich fand es auch unheimlich schön, daß Sie gesagt haben: "Eigentlich müßte eine ganz normale Frau da unten sitzen." Also zum Beispiel meine Mutter. Die ist 74 und hat als Bäuerin hier im westfälischen Kreis den Krieg erlebt. Aber das, was ich finde, und das ist, sag ich mal, die mittlerweile 30jährige Fronterfahrung, die ich hatte durch meinen Vater ... (Heiterkeit im Publikum).

Drews: Das ist eine etwas starke Formulierung!

Derselbe Fragesteller: Es ging soweit, daß ich mit meinem Bruder in den Wald ging, um Schützengräben auszuheben und trockenes Brot zu essen, um nachzuempfinden, wie das ist im Krieg. Genau der Punkt kam nämlich zu kurz, als Sie dann sagten: "Es wird zu sehr auf die Psychologie eingegangen." Ich glaube, das ist viel zu kurz gekommen. Politisch kann keiner von uns entscheiden, was richtig und was falsch war.

Drews: Na, na, na!

Derselbe Fragesteller: Die Psychologie, das ist der Punkt, wo immer alle kneifen!

Fragestellerin aus dem Publikum: Frau Römer wollte doch damit nur ausdrücken, daß die Gutwilligen, die heute sozusagen die Schuld auf sich nehmen, jetzt sozusagen verlangen, daß für jeden toten Juden, für jeden toten Russen, wir nun bitteschön einen toten Deutschen hinzulegen hätten. Diese Aufrechnung zeigt, daß das absurd wird! Sie meinen doch, daß wir das individuelle Menschenleben sehen sollten und nicht nur eine einfache Aufrechnung.

Römer: Auf gar keinen Fall! Ich bin nämlich noch gar nicht bei der Aufrechnung angelangt. Ich habe bis jetzt nur Tatsachen genannt, die nicht genannt werden dürfen,

ohne daß man die Faschismus-Keule über den Kopf bekommt. Die Leute gelten als rechtsextrem, die an diese Greuel erinnern, das kann ich Ihnen beweisen, das ist alles schriftlich hinreichend dokumentiert, daß das alles "Rechtsextreme" sind, die auf die Verbrechen im Osten hinweisen. Und der neueste Coup ist, daß der Verfassungsschutz diese Leute beobachtet. Ich habe eine sehr schöne Stasi-Akte, und ich bin sehr gerne bereit, wenn der westdeutsche Stasi noch eine Akte über mich anlegt. Ich habe nur Tatsachen gesagt, und ich behaupte hier: Ich habe 50 Jahre unter den entsetzlichen Verbrechen gelitten. Mein Vater war in Buchenwald, ich habe Buchenwald besucht, ich bin mit Studenten nach Auschwitz gefahren, ich war in Bergen-Belsen. Ich war zutiefst erschüttert jahrzehntelang. Aber jetzt bin ich darüber zutiefst erschüttert, daß wir ein Volk sein sollen, daß seiner eigenen Toten - und zwar seiner unschuldigen Toten - nicht gedenken darf, ohne dafür den schwersten Tadel zu bekommen. Ich möchte nur, daß man diese Tatsachen nennen darf. Verzeihen Sie! Diese Kategorie "Kausalität" halte ich für völlig falsch. Kausalität ist eine naturwissenschaftliche Kategorie. Es ist selbstverständlich, daß ich nicht meine, die Russen sind aus heiterem Himmel gekommen und haben die Deutschen abgeschlachtet. Das ist doch alles völlig klar. Und jetzt will ich Ihnen mal die Rechnung aufmachen, die ich zu Hause am Papier aufgemacht habe: Wir können gar nicht viel aufrechnen. Wir kommen, wenn ich recht rechne, auf 3 bis 4 Millionen unschuldig ermordeter Deutscher. Also wir erreichen nicht einmal die 5,4 Millionen ermordeter Juden. Aber, daß dieser 3,5 Millionen wenigstens gedacht werden kann, ihres fürchterlichen Schicksals ... Wissen Sie, die Bilder von den KZs sind um die ganze Welt gegangen. Jeder hat diese verhungerten -

Einwand aus dem Publikum: Schlagen Sie doch einmal ein Schulbuch auf! In jedem Schulbuch steht in den entsprechenden Kapiteln über Flucht und Vertreibung etwas über die Vertreibung der Deutschen im Osten. Aber dies nur schwarz-weiß zu malen ...

Römer: Ich male überhaupt nicht schwarz-weiß!

Drews: Schwarz-weiß paßt bisher nicht. Es war schwarz-schwarz (Heiterkeit).

Römer: Es ist eine glänzende Bestätigung für meine Empfindungen, daß man über die toten Deutschen, über die unschuldigen Zivilopfer in Deutschland nichts sagen kann.

Derselbe Zuhörer: Jedes Schulkind kann das.

Römer: Nein! Sie sehen doch die Reaktion, daß der Verfassungsschutz die Leute, die diesen Aufruf verfaßt haben, den Sie ja sicher kennen, jetzt beobachten will und sie in die Nähe von Schönhuber und Frey und solchen Figuren bringt. Also so weit sind wir schon. Man kann niemand ermorden, und man kann nicht sagen: "Diese Morde geschehen letztlich zu Recht." Ich beobachte in Deutschland geradezu einen Haß auf Deutsche.

Fragestellerin aus dem Publikum: Ich kann Ihre Emotionalität einerseits gut verstehen. Mir klingt das aber eher nach Enttäuschung, nach Enttäuschtheit von einer Erlösungs-

religion. Meiner Meinung nach ist es sinnvoller, da überhaupt Aufrechnung nicht mehr zu machen und konsequent zu sein, und wenn wir schon aufrechnen, nicht nur zwischen Deutschen und Juden aufrechnen, sondern dann aufrechnen zwischen Vietnamesen und, und, und so weiter. Und wenn wir damit anfangen, kommen wir nie zu Ende. Zahlen sollen aber weder verschwiegen noch breitgetreten werden. Was sein muß, ist, daß man sich, wenn überhaupt, nicht mit einer Emotionalität an die Sachen herantraut. Und mit Nüchternheit und Sachlichkeit würde ich mir eine solche Thematisierung auch wünschen, und zwar mehr wünschen, als sie jetzt hier gelaufen ist (Beifall).

Fragesteller aus dem Publikum: Was mir aufgefallen ist bei diesen Diskussionen zum 8. Mai, ist das Schicksal der russischen Kriegsgefangenen, daß Millionen russischer Kriegsgefangener hinter den Ural und nach Sibirien verschickt worden sind, und zwar aufgrund der Stalinschen Maßgabe bei Ausbruch des Krieges, daß jeder, der sich in deutsche Gefangenschaft begibt, als Verräter gilt und so behandelt wird. Wir reden von Blumen für Stukenbrock, was ich für richtig halte, aber darüber wird überhaupt kein Wort verloren. Selbst ein bekannter Historiker wie Herr Wehler hat nicht das geringste Wort dazu gesagt. Es hat Zeiten gegeben, wo der Stalinfaschismus und der Hitlerfaschismus wunderbar paktiert haben. Das letzte Beispiel war der Warschauer Aufstand, wo die Russen auf der anderen Seite von Warschau standen, und die deutschen Truppen haben das dann besorgt, die Intelligenz und die polnischen Widerstandskämpfer zu vernichten, ohne daß eingeschritten wurde. Also selbst da war noch ein gewisses Komplott zu verspüren.

Drews: Wenn man es mal sarkastisch ausdrückt, dann könnte man sagen, der Leichenberg von etwa 55 Millionen Leichen im 2. Weltkrieg, dazu sind noch die Opfer der politischen Verbrechen hinzuzählen, der Leichenberg ist so groß, daß wir in der Tat nicht in jedem Moment alle Einzelgruppen benennen können, die an dem Leichenberg teilhaben. Darin wird immer eine Ungerechtigkeit liegen. Das ist uns, glaube ich, vollständig klar. Aber ich glaube, jedes Faktum und jede Zahl, die hier zu nennen ist: das ist nicht eine Frage, ob die genannt werden darf oder nicht, sie soll natürlich genannt werden dürfen. Das Problem ist wahrscheinlich eher die Positionierung, der Rahmen und der Bezug, in dem man die Dinge zueinander sieht. Da steckt wahrscheinlich das einzige Problem, und an der Stelle werden wir uns wahrscheinlich die Köpfe heiß diskutieren und kein Ende finden.

Fragesteller aus dem Publikum: Frau Römer, ich habe Probleme mit den Fakten, die Sie dargestellt haben. Ich sehe das Problem darin, ähnlich wie Herr Drews es angedeutet hat, in dem Rahmen, in dem man das äußert. Die Nennung dieser Fakten gerade zu diesem, wie gesagt wurde, magischen Datum des Jahrestages wird zu einem Politikum ganz eigener Art. Eine sachliche Auseinandersetzung mit einer Klärung dessen, was wirklich geschehen ist, eine historische Klärung fällt dabei unter den Teppich. Man kann es sicher als merkwürdig etikettieren, daß der Verfassungsschutz Leute beaugapfelt, die diese Position vertreten, die Sie eben versucht haben anzudeuten. Ich persönlich muß sagen: In dem Fall finde ich das nicht das schlechteste, denn es ist ein Politikum, gerade in diesem Gedenkzeitraum diese Aufrechnung zu beginnen. Was über die russischen

Kriegsgefangenen hier gesagt wurde, führt letztlich zu der Debatte, daß gesagt wird: Ja, wenn Hitler nicht angegriffen hätte, wäre Stalin letztlich über das Deutsche Reich hergefallen. Zu solchen absurden Argumentationen kann es dann kommen. Ich finde den zeitlichen Abstand zum Ende des 2. Weltkriegs noch nicht groß genug, als daß man über diese Fakten sachlich und ohne Emotionen diskutieren könnte.

Drews: Ich muß sagen, in einer ruhigen und sachlichen Atmosphäre hätte ich noch nicht einmal etwas gegen eine Diskussion darüber, ob drei Jahre später als 1941 vielleicht die Sowjetunion über Deutschland hergefallen wäre. Es ist ja durchaus möglich, daß dies geschehen wäre. Das ist nur so vollständig hypothetisch, daß es unsinnig ist und höchstens ein Argument von der falschen Seite sein könnte. Grundsätzlich wäre das "eventuell" sogar ein Faktor geworden. Das mag ja sein. Das zu denken und zu überlegen, ist noch nicht sträflich. Die Frage ist, in welche Zusammenhänge man es bringt.

Römer: Aber ich habe das nicht gesagt. Ich bin keine Revanchistin, und ich bin keine Rechtsextremistin oder was da noch kommen könnte. Ich bin auf alles gefaßt!

Albertin: Ich meine schon, daß die Nennung der deutschen Leiden eigentlich bald nach dem Kriegsende begonnen hat. Als die Welle der Vertriebenen noch nach Deutschland kam, als die westlichen Besatzungszonen nach Besatzungsrecht eigentlich noch gar nicht das Recht hatten, die Besatzungsmächte zu kritisieren, hat es eine Fülle von Eingaben gegeben, die auf das Leid der Vertreibung hinwiesen. Und wir wissen, daß bald danach etwa unter Theodor Schieder diese dicken Bände entstanden sind, durchaus auch gefördert von der Bundesregierung, die diese unmittelbaren Berichte über das Leiden festgehalten haben. Das ist alles durchaus notiert, und ich glaube, Frau Römer, wenn aber nun zum 8. Mai vor allem auf die Verbrechen gegen die Menschlichkeit unter dem Stichwort der Konzentrationslager, die ja Juden, Sinti und Roma, politische, religiöse und sonstige Gegner des Regimes betrafen, hingewiesen wird, dann hat das etwas damit zu tun, daß wir wieder eine Welle des Revisionismus, nicht nur in Deutschland, sondern auch in europäischen Nachbarstaaten, haben. Denken Sie nur an die Bemerkung von Le Pen, der jetzt ein beachtliches Wahlergebnis bei der ersten Runde zu den Präsidentenwahlen hatte und der von Auschwitz als einem Detail der Weltgeschichte spricht. Das ist nur eine Bemerkung. Es gibt mehrere Universitäten in Frankreich, wo die Historiker Mühe haben, diese Kollegen darauf hinzuweisen, daß sie unseriöse Behauptungen aufstellen und sie in Bücher packen, die alle unter dem Etikett der "Auschwitzlüge" laufen. Ich glaube, da ist es schon, wenn Sie so wollen, anläßlich des 8. Mai ein Versuch, eine Balance wieder zu schaffen, die wir eigentlich brauchen, um nun ein Regime zu kritisieren, das den Krieg und den Antisemitismus von Beginn der NSDAP an zu seinen historischen Konstanten gemacht hat.

Ich glaube, daß der 8. Mai uns außerdem eine andere Erfahrung beschert, daß schon davor, aber besonders anläßlich dieses Jubiläums, einige Nachbarstaaten durch wirklich maßgebende Repräsentanten, ich denke an Klaus für Tschechien, ich denke an die Rede von Bartoszewski im Bundestag, uns noch einmal deutlich gemacht haben, daß man drüben durchaus nicht nur zur Kenntnis nimmt, sondern auch artikuliert, daß auch die

Deutschen gelitten haben. Und das wird ausgesprochen, das wird offiziell ausgesprochen! Ich halte das für eine Zäsur. Da ist der Austausch von Botschaften zwischen den Bischöfen Polens und Deutschlands in früheren Jahren oder den evangelischen Kirchen vielleicht ein kleiner Vorgriff. Aber was in dieser Zeit passiert, ist eine außerordentliche Überraschung für alle diejenigen, die glauben, unsere Nachbarstaaten hielten nach wie vor an der These fest, das deutsche Leiden habe es in diesem grauenvollen Ausmaße nicht gegeben. Man bittet sich wechselseitig um Verzeihung. Das ist auf der offiziellen Bühne der internationalen Politik eine außerordentliche Erscheinung, die neu ist, die etwas damit zu tun hat, daß sich auch Kategorien der internationalen Politik gewandelt haben. Sie ist nicht nur eine Sache der Diplomatie, sondern sie ist auch eine Sache der menschlichen Begegnung. Da zählen sich auch Begegnungen seit Jahren und Jahrzehnten aus. Also ich würde aus Anlaß dieses Jubiläums auch diese neue Erfahrung notieren wollen. Sie hängen etwas an einem Wort von Frau Christiansen auf. Frau Christiansen ist in der Verlegenheit aller Fernsehmoderatoren, daß sie nämlich auf die Uhr gucken müssen. Und da passieren manchmal Verkürzungen, aber ich glaube nicht, ohne das gehört zu haben, daß sie es so gemeint hat. Der 35.000 Toten von Dresden ist doch beispielsweise auch durch den englischen Besuch gedacht worden. Lesen Sie die englischen oder französischen Zeitungen anläßlich dieses düsteren Jubiläums für Dresden! Sie werden erstaunt sein, was man da alles sagt und mit welcher Freude darüber, daß nicht mehr aufgerechnet wird und daß wir wirklich neue Tore aufstoßen. So sehe ich jedenfalls das Verhalten unserer Nachbarn, von der alten Europäischen Union einmal ganz zu schweigen, wo sich ja vieles schon viel früher aufgelöst hat.

Koselleck: Ich kann eigentlich wenig zu dem, was Herr Albertin gesagt hat, hinzufügen. Man muß sicher zwischen den Erfahrungen der Beteiligten und Betroffenen und den historiographischen Deutungsmustern, die den Ereignissen nach 50 Jahren übergestülpt werden, unterscheiden, um eine Urteilsbildung zu finden, die kommunikabel ist. Daß die Primärerfahrungen in ihrer Fürchterlichkeit nicht weggedrückt und verleugnet werden dürfen, halte ich für selbstverständlich, denn ein Toter, den man erlebt hat, ist natürlich bedenkenswert und gedenkwürdig. Als Historiker weiß ich zum Beispiel, daß die Russen 60% ihrer Gefangenen in deutschen Lagern verloren haben und daß die Deutschen 40% ihrer Gefangenen in Rußland verloren haben. Nun kann man natürlich anfangen aufzurechnen, aber das wäre schlimm! Die Toten sind in jedem Fall zuviel, ob es russische oder deutsche waren. Natürlich kann man vergleichen, und man muß vergleichen, um das Fürchterliche in den Blick zu bringen. Das ist eine der historiographischen Aufgaben, und es gehört zur politischen Entscheidungsfindung, daß man den Vergleich fair durchführen kann. Dann kommt heraus, daß das, was wir mit den Juden getan haben, eine Massenvernichtung mit intentionaler Absicht war - und das bezieht sich auch auf die Sinti und Roma, Homosexuelle und andere Gruppen - und daß das von einer "Qualität" ist, die im stalinistischen System so nicht vorhanden war. Die Vernichtung im stalinistischen System war eine andere. Sie ließ im Namen humanistischer Arbeitserziehung die Leute einfach verhungern. Das heißt, man muß die Vergleiche anstellen dürfen, um fair und argumentativ, den anderen anerkennend, vorwärts zu kommen mit dem, was zu untersuchen ist. Ich darf einen letzten Hinweis bringen: Als ich aus der russischen Gefangenschaft zurückkam und die KZ-Bilder zum ersten Mal sah, die

Häftlinge, die verhungert waren und nur noch Skelette waren, da habe ich mir gesagt: "Na ja, das kenne ich ja schon. Unsere Leichen in den Gefangenenlagern sahen genauso aus." Das heißt natürlich nicht, daß die Russen jemand vergast hätten, aber eine Ebene der Vergleichbarkeit war völlig sichtbar. Wenn man einmal erfahren hat, wie ein knappes Drittel unseres Lagers innerhalb eines halben Jahres umgekommen ist, dann ist das eine Primärerfahrung, bei der die Kausalität, die Frage, wo das herkommt, zunächst einmal zurücktritt. Das ist eine Erfahrung, die den Tod erinnern muß, und man muß die Gefangenen erinnern können, die auf diese Weise umgekommen sind. Der Historiker kann natürlich Erklärungsmuster anbieten, aber die Erklärungsmuster reichen nie hin, um die Art dieses Sterbens für die Betroffenen einzuholen. Das ist die Primärerfahrung - um die kommt keiner mehr herum, der sie gemacht hat.

Schulze: Frau Römer, mir hat vieles gefallen, was Sie gesagt haben. Mir hat zum Beispiel gefallen, daß Sie vom Widerstand gesprochen haben und daß man davon sprechen müsse, und auch, daß man nicht von jedem Menschen verlangen könne, daß er bereit sei, sich aufhängen oder erschießen oder foltern zu lassen - aber, dieses hier ist ja ein Abend, an dem wir, jeder für sich, von seinen eigenen Erfahrungen berichtet. Ich würde gern, aber ich kann leider nicht über Widerstandserfahrungen berichten, weil ich keinen Widerstand wahrgenommen habe. Und wenn, dann würde ich gerne über Erfahrungen berichten, wie ich sie jetzt beispielsweise im Fernsehen gehört habe von einer Frau, die ihre jüdische Kollegin auf der Straße trifft mit einem Davidstern und die nicht vor ihr ausweicht, sondern sagt: "Komm her, geh' mit mir." Wir haben den Widerstand in unseren Gedenkfeiern immer wieder heroisiert, beispielsweise den 20. Juli. Ich denke, was wir vielmehr brauchen, ist eigentlich immer wieder die Erinnerung und die Vorstellung von diesen vielen kleinen Formen von Widerstand. Ich denke daran, daß in Dänemark, als die Besatzungsmacht anordnete, Davidsterne zu tragen, ein großer Teil der nichtjüdischen Bevölkerung sich Davidsterne angesteckt hat. Warum ist so etwas nicht bei uns passiert?

Vieles ist vergleichbar, das heißt: es ist etwas, wo man sagen muß: "Na ja, das hat es überall und auch bei uns gegeben." Aber für mich sind zwei Dinge unvergleichbar. Das eine ist, das hat Herr Koselleck schon gesagt, die Judenvernichtung. Die Juden waren nicht nur Unschuldige, sondern sie waren unsere Nachbarn, sie waren Mitkämpfer im 1. Weltkrieg, sie waren Menschen, auf die wir hätten stolz sein können und hätten stolz sein sollen. Wir haben einen ganz wichtigen Teil der Menschen, mit denen wir zusammengelebt haben, umgebracht und das fabrikmäßig, gleichsam am Fließband.

Römer: Das ist bekannt!

Schulze: Aber das ist für mich nach wie vor dasjenige, was sich aus diesem ganzen Desaster heraushebt. Und ein zweites ist auch unvergleichbar, aber darüber werden wir erst im August sprechen, das ist die Bombe auf Hiroshima. Auch das ist eine andere und neue Dimension. Das sind zwei Dimensionen, von denen ich denke, daß wir vor ihnen erschrecken müssen. Ich denke immer wieder daran: Was kann man tun, damit diese beiden Dimensionen nicht unser Leben, unsere Wirklichkeit bestimmen.

Drews: Ich glaube, das klang sehr in Richtung auf ein Schlußwort. Ich finde es ganz wichtig, daß die große historische Dimension, also sozusagen die heroische Dimension, am Ende noch einmal heruntergestuft worden ist dazu, daß es vielleicht viel eher in unserer Macht läge, nicht die heroischen Taten zu tun, sondern uns dadurch den Heroismus zu ersparen, daß wir kleine, zivile Arten des Widerstands, und das heißt einfach des Anstands, einüben und daran festhalten. Dann kann man sich eventuell die ganz großen Arten von Widerstand, die zum Märtyrertum führen müssen, sparen. Ich hoffe, daß unsere Diskussion ein wenig zu dem beigetragen hat, was Herr Koselleck vor einiger Zeit so formuliert hat: "Immer neue Wahrheiten kommen hinzu, insofern geht für meine Generation der Krieg nie zu Ende." Und ich nehme auch an, in gewissem Sinn, geht er für uns alle nie zu Ende, oder er fängt immer wieder an, soweit sich alte Erfahrungen aufs neue abarbeiten müssen. Vielleicht haben wir heute ein bißchen dazu tun können. Haben Sie vielen Dank fürs Zuhören!

Universität Bielefeld

In der Reihe

Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge

sind bereits erschienen:

"Sicherheitskonzepte nach der Nachrüstung" – Diskussionsveranstaltung mit Egon Bahr und Prof. Dr. Kurt Biedenkopf. Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge Nr. 1, Bielefeld 1984.

Norbert Elias: *Conditio humana* – Beobachtungen über die Entwicklung der Menschheit. Hartmut von Hentig: *Asche – aber kein Phönix*. Gedanken aus Anlaß der 40. Wiederkehr des 8. Mai. Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge Nr. 2, Bielefeld 1986.

Niklas Luhmann: "Was ist der Fall?" und "Was steckt dahinter?" – Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie. Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge Nr. 3, Bielefeld 1993.

Wolfgang Frühwald: Bielefelder Akademie. Zum Verhältnis von Spezialisierung und Interdisziplinarität in der Grundlagenforschung. Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge Nr. 4, Bielefeld 1994.